

Das Waldviertel

45. Jahrgang

1996

Heft 4



INHALT

Gustav Reingrabner: Die „Schätze“ der Kirche	385
Ulrich Küchl: Gesundheitswesen, Bader und Ärzte in der Propstei Eisgarn ..	398
Franz Strohmayer: Alte Mühlen in Zwettl	406
Peter Erhart: Zum 300. Todestag des Komponisten Georg Honorius Freitag. Ein Beitrag zur Musikgeschichte des Waldviertels	420
Walter Winkler: Warum liegt Horn nicht an der Franz Josef-Bahn? Eine Klarstellung	422
Willi Engelmayer: Die neugestaltete Nordeinfahrt von Schweiggers	439
Andrea Komlosy: Region: Zwischen Heimat und Kulisse. 12. Internationale Sommerschule der Waldviertel Akademie, 29. August bis 1. September 1996, Schloß Raabs/Thaya	442
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	446
Buchbesprechungen	461
Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes	475
Erich Rabl: Gustav Reingrabner zum 60. Geburtstag	475
Rudolf Malli: Veröffentlichungen von Gustav Reingrabner in der Zeitschrift „Das Waldviertel“	477

TITELBILD:

Frauenhofener Madonna, um 1300
(Foto: Diözesanmuseum, St. Pölten)

WALDVIERTEL INTERN

Der WHB konnte 1996 drei Bände in der Schriftenreihe herausbringen; den ersten Band über die Erdgeschichte des Waldviertels und den zweiten Band über jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel. Am 24. November 1996 wurde im Rathaussaal Weitra das dritte Buch „Das Jahr 1945 in Weitra und Umgebung. Ereignisse — Erleben — Schicksale“ vorgestellt. Autor des Buches ist OSR Wilhelm Romeder. Dieser Quellenband beleuchtet durch die Befragung von Zeitzeugen und die Heranziehung diverser schriftlicher Quellen die letzten Kriegsmomente und die unmittelbare Nachkriegszeit. Der WHB hat damit die Serie über das Jahr 1945 (erschienen sind auch Bände über den Bezirk Waidhofen/Thaya und den Bezirk Horn) abgeschlossen. Alle drei Bände sind lieferbar.

Der Vorstand des Waldviertler Heimatbundes und die Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ wünschen allen Mitarbeitern und Lesern ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr!

Mag. Rudolf Malli
Finanzreferent

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Erich Rabl
Präsident

Gustav Reingrabner

Die „Schätze“ der Kirche¹⁾

Es ist nachgerade genug bekannt, daß ein Märtyrer aus der alten Kirche auf die Frage des Kaisers, wo denn die Kirche ihre Schätze habe, geantwortet hat: Die wahren Schätze der Kirche sind die Alten und die Kranken. Nun mag das ja gewissermaßen so sein, es ist aber nicht zu leugnen, daß im Verlauf der Jahrhunderte genügend Schätze und Prunkobjekte gefunden wurden, die sogar für manche Menschen das Image der Kirche darstellen und die immer wieder Angriffe von seiten der Gegner der Kirche provoziert haben.²⁾ Dome, Klöster, Kirchen sind da gebaut worden, Kunstwerke sind angefertigt und aufbewahrt worden, und manches von dem, was man normalerweise nicht sieht, wird dann in Ausstellungen präsentiert, in deren Titel schon das Wort „Schatz“ vorkommt und die oft und oft nur zeigen, was eben an Kostbarkeiten gekauft, von kunstfertigen Meistern und von Künstlern verfertigt wurde, von schwitzenden und geplagten Arbeitern aufgebaut und aus den Abgaben vieler Untertanen bezahlt worden ist. Nur ganz selten hat man den Versuch unternommen, auch nach den Gründen zu fragen, die zu einer solchen „Verschwendungs-sucht“ geführt haben, also nach dem inneren Gehalt der „Schätze“, vor allem aber die Frage nach Absicht und Zweck dieser Kunstwerke und wertvollen Dinge zu stellen. Eine Ausstellung im Stift St. Florian, die Rupert Feuchtmüller gestaltet hat, ist vor einigen Jahren, bezogen und beschränkt auf dieses Stift, solchen Fragen nachgegangen³⁾; Karl Brunner tat es im Winter 1995/96 in Krems. Er suchte die Verbindungen zwischen den „Schätzen“ und der

¹⁾ Die nachfolgenden Ausführungen wurden durch einen Besuch in der inzwischen bereits geschlossenen Ausstellung „Schätze und Spiritualität. Koordinaten zur Klosterkultur in Niederösterreich“ in der Kunsthalle Krems 1995/96 angeregt. Sie versuchen, ohne an der Exposition Kritik zu üben, die dort angefangenen Gedanken nach einer bestimmten Richtung hin weiterzuführen, weil damit grundlegende Gegebenheiten angesprochen worden sind, die für das Verständnis früherer Epochen von großer Bedeutung sind, also auch für die Erarbeitung von Heimatgeschichten im Waldviertel nicht übersehen werden sollten. — Zur Ausstellung ist ein Buch mit dem gleichen Titel, mit Beiträgen von Joachim Angerer u. a., erschienen (Krems 1995, 120 Seiten).

²⁾ Unter „Kirche“ wird im Folgenden — der Zeit (Mittelalter) und dann (barock) den österreichischen Verhältnissen entsprechend — vorzugsweise die gemeinsame, dann die römisch-katholische Kirche verstanden, doch soll die Verwendung der Einzahl ohne Hinzufügung einer konfessionellen Bestimmung darauf hinweisen, daß die Problematik in grundsätzlicher Hinsicht, tatsächlich natürlich unter gewissen Verschiebungen für alle „alten“ christlichen Kirchen (am wenigsten für die reformierte) gegeben ist. Eine konfessionalistische Verengung in der Verwendung des Begriffs „Kirche“ ist nicht beabsichtigt, aber auch keinerlei konfessionelle Polemik.

³⁾ Rupert Feuchtmüller u. a. (Red.), Welt des Barocks. Katalog der oberösterreichischen Landesausstellung 1986 St. Florian. 2 Bände (Linz-Wien 1986). Bereits im Jahre 1968 veranstaltete aber das Folkwang-Museum in Köln mit dem Bistum Essen eine Ausstellung „Kultgegenstand und kultisches Gerät vom Mittelalter bis zur Neuzeit“, in der versucht wurde, die Altargeräte von ihrem liturgischen Zweck her zu erklären; dazu v. a. das Vorwort zum Katalog (von Leonhard Küppers).

„Spiritualität“. Dabei beschränkte sich die Exposition in Krems weitgehend auf die Darbietung der Objekte und nur wenige knappe einführende Texte, das Katalogbuch nimmt die Fährten auf, die bei der Gestaltung der Ausstellung erforscht wurden und sucht die Beziehungen zwischen den Objekten und dem Thema klarzustellen. Die Ausstellung versucht aber jedenfalls einen tieferen als den bloß ästhetischen Zugang zu diesen „Schätzen“, obwohl das nicht ganz ohne merkwürdige Modernismen gegangen ist, die angeblich das Fenster zur Religiosität auftun wollen, welche als Teil des Menschseins dargestellt wurde, tatsächlich aber einem guten Teil der Objekte und Exponate gewissermaßen den geistlichen Boden unter den Füßen wegziehen, weil die Spiritualität gerade der ausgestellten Schätze an einen dogmatisch und philosophisch sehr eng definierten Gottesbegriff und Gottesglauben gebunden ist und nur von diesem aus eine Erschließung möglich ist. Bis ins 20. Jahrhundert hinein war die Frage, wo Gott zu finden ist, kirchlich eindeutig beantwortet: im Handeln der jeweils eigenen Konfessionskirche, also auch in ihrer Tradition, ihrer Liturgie, ihren Gebräuchen, ihrer Verkündigung und ihrer Lehre.⁴⁾

Gerade diese scheinbare Engführung aber hilft bei der Beantwortung der Frage, wie es zu den Schätzen gekommen ist. Sie schließt ja eigentlich zwei oder drei derartige Fragen in sich ein: Warum ist es zu diesen Schätzen gekommen, die da gesammelt worden sind? Warum ist es gerade zu diesen und (keinen anderen) Schätzen gekommen, warum sind also die Kirchen so gebaut worden, wie sie sind, die liturgischen Geräte so geformt worden, wie man sie heute findet? Und in welcher Absicht sind diese Schätze gesammelt worden, die da von kunstfertigen Menschen angefertigt wurden?

Nun kann man grundsätzlich davon ausgehen, daß alles, was „Kirche“ darstellt, also kirchliche Institutionen und Strukturen, kirchliche Gebäude und Objekte, die geweiht sind, also nicht für den profanen Gebrauch bestimmt sind, geistliche Gründe und einen geistlichen Zweck haben, daß also alles von der Gläubigkeit von Menschen her getragen und für Ziele und Zwecke im Rahmen ihrer Gläubigkeit bestimmt ist. Das ist — wie alle allgemeinen Feststellungen — nun freilich nach verschiedenen Richtungen hin zu entfalten. Zunächst einmal ist klar zu sehen, daß eine monokausale Begründung ebensowenig erwartet werden darf wie auch eine nur einlinige Erklärung. Zudem ist zu sehen, daß Handlungen, die in der Gegenwart als nicht eindeutig auf ihre geistliche Motivation oder auch nur ihre entsprechende Legitimation zurückgeführt werden können, in vergangenen Jahrhunderten durchaus als solche empfunden und gewertet wurden. Es ist aber sowohl Grund wie Zweck der Stiftung nach dem Stifter und seinem Willen, wie auch nach dem (den) Nutznießer(n) hin zu befragen. Und schließlich sollte nicht übersehen werden, daß Grund wie auch Gestaltung und erst recht der Zweck der Schätze, Kunstwerke, Bauten und Stiftungen von den kirchlichen Vorstellungen, Gebräuchen und Vorschriften geprägt worden sind. Theologische Überzeugungen und Theorien werden in diesem Zusammenhang also ebenso zu beachten sein wie liturgische Traditionen oder sonstige Vorgegebenheiten. Im Gottesdienst war das Evangelium zu lesen — also brauchte eine Kirche ein Evangeliar (Evangelienbuch). Im Gottesdienst war das Letzte Mahl des Herrn⁵⁾ zu feiern — man brauchte also ein Gefäß,

⁴⁾ Dazu vgl. die einschlägigen Bestimmungen im Codex Iuris Canonici des Jahres 1917. Reste davon haben sich auch noch im neuen, 1983 promulgierten Codex erhalten, wie etwa in can. 747seqq., 834seqq., v. a. 1186seqq. und 1205seqq.

⁵⁾ An dieser Stelle wird absichtlich ein Begriff verwendet, der weder konfessionell noch liturgisch-geschichtlich oder theologisch-dogmatisch vorgeprägt erscheint, weil sich nicht nur in den verschiedenen Kirchen, sondern auch zu verschiedenen Zeiten verschiedene Vorstellungen und Inhalte mit diesem Sakrament verbunden haben. Das derzeitige römisch-katholische Verständnis im Codex Iuris Canonici 1983, can. 897seqq.

in das man den Wein geben konnte, der dafür benötigt wurde (Kelch). Die Kirche wurde nach bestimmten Theorien gebaut, von denen seit der Gotik sogar bekannt ist, was ihr Inhalt gewesen ist. Abt Suger von St. Denis hat sehr ausführlich von den Gründen für die Gestaltung seiner „Kathedrale“ gesprochen.⁶⁾ Daß dabei natürlich Theologisches, Spirituelles und Bautechnisches ineinander fließen, liegt auf der Hand, war es doch den Baukünstlern damals gerade gelungen, den seitlichen Schub, der von den Gewölben ausging, anders als durch massive und dicke Mauern abzufangen, was ebenso wichtig war wie die Möglichkeit, große Fensterflächen durch Glasplatten, die miteinander verbunden waren, zu schließen.⁷⁾

Ebenso hat man nach der Bedeutung des weltlichen Begriffes der Ehre, also des Inbegriffs der Person und der Position eines Menschen oder einer Institution für den kirchlichen Raum, zu fragen. Denn daraus ergibt sich ja die Frage nach der Notwendigkeit der Repräsentation, die Ausdruck der Bedeutsamkeit kirchlichen Lebens gewesen ist. In einigen Verästelungen soll diesen Fragen nachgegangen werden, die zum Teil eben durch die Ausstellung in Krems angeregt worden sind und sehr wohl von Bedeutung für die verschiedenen lokal- und regionalgeschichtlichen Untersuchungen zur kirchlichen Geschichte sind.

Eine Pfarre oder ein Kloster war zwar auch mit weltlichen Funktionen ausgestattet, also eine Körperschaft; ihr Ziel war aber doch ein geistliches. Eine Kirche stellt natürlich ein Kunstwerk dar, das von bautechnischen, geschichtlichen, finanziellen, sozialen und ästhe-



WEINSTADTmuseum Krems/Donau: Heiliger Georg aus dem Lentl-Altar
(Foto: WHB-Archiv)

⁶⁾ Günther Bandmann, *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger* (Berlin 1994). Otto Simson, *Die gotische Kathedrale. Beiträge zu ihrer Entstehung und Bedeutung* (Darmstadt 1972).

⁷⁾ Günther Binding, *Baubetrieb im Mittelalter* (Darmstadt 1993). Hans Huth, *Künstler und Werkstatt der Spätgotik* (Darmstadt 1981).

tischen Gesichtspunkten aus untersucht werden kann (und soll), das aber seine Entstehung eindeutig einer im kirchlich-spirituellen Bereich liegenden Absicht verdankt.⁸⁾

Kirchliche Bau- und Kunstwerke verdanken ihr Entstehen zwar in der Regel einem gewissen Bedarf, der zum Zeitpunkt ihrer Entstehung festgestellt worden ist, letztendlich aber — bis ins 19. Jahrhundert hinein — doch einer Stiftung durch eine Person oder eine Personengruppe oder eine Institution, selbst wenn dann die Kosten bei weitem nicht von diesen Stellen und Stiftern aufgebracht worden sind. Es ist daher zu fragen, welche Absichten auf seiten solcher Stifter vorhanden gewesen sein können. Natürlich stehen dabei Stiftung und konkrete Absichten miteinander in Beziehung.

Zunächst kann eine solche Stiftung Ausdruck einer bestimmten Position gewesen sein. Zu einer Stadt gehörte auch im Mittelalter eine ganz bestimmte Mindestausstattung. Der Stadtherr hat also durch die Stiftung eines Spitals oder eines Klosters in der Stadt seine Position dargelegt, und das war beileibe nicht nur eine Angelegenheit von und für Menschen. Die Position des Stadtherrn war Teil der Ordnung Gottes, damit aber — bis in die Barockzeit — geistlich verankert. Ähnliches kann auch von kleineren Stiftungen, etwa von einem neuen Altar für ein Spital oder eine Kirche, gesagt werden. Eine Stiftung kann aber ihren Anlaß auch in einer Verpflichtung gegenüber Menschen gehabt haben. Ein hochmittelalterlicher Grundherr stiftete für seine Untertanen (Hörigen) eine Kirche, weil er sich auch für ihr Seelenheil verantwortlich wußte. Der barocke Abt ließ eine Wallfahrtskirche bauen, weil er den Wallfahrern gegenüber verpflichtet war — in Wirklichkeit war er es ja jenem(r) Heiligen, der (die) dort verehrt wurden und Anspruch auf eine angemessene Form der Verehrung hatte(n).

Vor allem konnte eine Stiftung zugunsten der eigenen geistlichen Zukunft erfolgen. Das war vor allem nach der „Entstehung des Fegefeuers“⁹⁾ so, als seit dem 11. Jahrhundert zwischen den zeitlichen und den ewigen Sündenstrafen unterschieden wurde, wobei für die Befreiung von der ewigen Sündenstrafe (Hölle) „Christi Blut und Barmherzigkeit“ sorgten, während es für die Verkürzung oder Befreiung von den zeitlichen Sündenstrafen (Purgatorium, Fegefeuer) des von der Kirche zu gewährenden „Ablasses“ bedurfte, der indessen durch gute Werke und Stiftungen erlangt werden konnte.¹⁰⁾ Die Sorge für einen guten Tod, für eine Aufnahme in den Himmel konnte durch eine ganze Fülle verschiedener Stiftungen wahrgenommen werden.

Natürlich kamen auch Momente der Dankbarkeit dazu — da man das Leben als Geschenk Gottes verstand, war für eine aus einem Jubiläum oder einem Erfolg heraus vorgenommene Stiftung der geistliche Charakter durchaus gewährleistet. Dasselbe war natürlich auch dann der Fall, wenn man ein Gelübde geleistet hatte, das Bewahrung in der Not oder in einer Gefahr bringen sollte. Das, was geschenkt oder gestiftet wurde, war eindeutig als von geistlich zu wertenden Motiven bestimmt zu sehen.

Gab es gewissermaßen zweckfreie Stiftungen? Natürlich gab es solche, in gar nicht geringer Zahl. Sie waren — und sind es heute noch — Ausfluß einer Frömmigkeit, die von

⁸⁾ Diese Skizze will erreichen, daß in zukünftigen Darstellungen auch und gerade diese Dimension deutlicher beachtet wird. Vgl. etwa die Kritik des Verfassers an der Geschichte der Pfarre Altpölla, hg. von Friedrich B. Polleroß (Altpölla 1982), in: Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 101 (1985) S. 165 ff.

⁹⁾ Jacques Le Goff, Die Geburt des Fegefeuers, UTB, mehrfache Auflagen. Artikel „Fegefeuer“ von E. Koch in: Theologische Realenzyklopädie. II. Band (Berlin-New York 1983) S. 69 ff.

¹⁰⁾ Kirchenrechtlich bestimmt durch Codex Iuris Canonici 1983, can. 992seqq. Dazu Karl Rahner in: Lexikon für Theologie und Kirche. 1. Band (Freiburg 1957) Sp. 46 ff.

dem eigenen Überfluß abgeben will. Gerade solche Gaben zeigten in vielen Fällen die Vieldimensionalität der Stiftung. Da standen nämlich liturgische, karitative, erzieherische und institutionsstabilisierende Aufgaben nebeneinander. Aber das führt schon zur nächsten Frage, nämlich zu der nach dem Zweck einer Stiftung, gesehen von dem sie Nutzenden her.

Es ist selbstverständlich, daß bei manchen Stiftungen der hauptsächliche Nutzen so gelegen war, daß er den Stiftenden zugute kam. Von jeder Messe, die an einem gestifteten Altar gelesen wurde, hat der (haben die) Stifter auch einen geistlichen Anteil gehabt. Der Abt, der eine Wallfahrtskirche bauen ließ, hat für sein Kloster einen mehrfachen Nutzen gehabt: die Wallfahrt, die gestifteten Messen, die Wunder, das Zeugnis davon und sogar Geld, mit dem er etwas anderes „zur Ehre Gottes“ bauen konnte.

Aber nun soll doch gefragt werden, was die Untertanen von einer Pfarre, die Meßbesucher von einem kostbaren Kelch, die Mönche von ihrem Kloster hatten. In vielen Fällen läßt sich die Antwort leicht geben. Die Seelsorge, die geistliche Erbauung, die Möglichkeiten zum Gebet sind da zu nennen. Und jede Messe, die für einen Stifter und sein Seelenheil gehalten wird, dient auch der Gemeinde und dient auch dem Priester, der für Gott und zur Meßfeier verpflichtet ist, wobei wiederum die Frage nach der materiellen Zuwendung sekundär ist (so gewesen sein sollte), war doch der Unterhalt eines Priesters über den gestifteten Zweck einer Messe hinaus von großer Wichtigkeit in einer Zeit, in der das Leben in seinen entscheidenden Entwicklungen durch kirchliche Akte und Handlungen geordnet und bestimmt werden mußte (Segnungen, Sakramente, Sakramentalien).

Natürlich gab es Stiftungen, deren Nutzen der zunächst damit Angesprochene nicht oder noch nicht begriffen hat. Das war überall dort der Fall, wo eine Seelengewinnung, also Mission oder Bekehrung, durch die Stiftung herbeigeführt werden sollte.

Klarerweise hat manches, das für den Stifter geistlichen Zweck hatte, für den Nutznießer eine äußerliche, innerweltliche Bedeutung gehabt, wie etwa Stiftungen im karitativen Bereich. Aber Spitalspfründner, die von einer solchen Stiftung lebten, hatten dadurch Gelegenheit, für sich, den Stifter und für andere zu beten, was wieder eine Vermehrung des Schatzes der guten Werke bedeutete und daher letztendlich doch auch geistliche Bedeutung besaß.



Höbarthmuseum der Stadt Horn: Heilige Anna Selbtritt; gotische Figur, barock überarbeitet
(Foto: Höbarthmuseum, Horn)

Die Stiftung einer Pfründe hatte zunächst für den Pfründeninhaber eine weltliche Bedeutung, nicht selten war es ja auch noch ein Verwandter des Stifters; indem es ihn aber zum Dienst für Gott frei machte, hatte es auch für ihn angesichts der höheren Wertigkeit des geistlichen Standes und Amtes eine solche geistliche Bedeutung. Daß er das kirchliche System aufrechterhielt, war ein zusätzlicher Zweck.

Aber was hatte man von den Objekten, die hergestellt, angeregt, gestiftet oder bezahlt wurden? Was bedeutete die Fülle der Gemälde in einer Kirche, die Menge der Paramente in der Sakristei? Auch da ging es nicht um den Genuß oder das Empfinden der Schönheit an erster Stelle, sondern um die Vermittlung eines geistlichen Inhaltes. Mittelalterliche Tafelbilder nutzten in den allermeisten Fällen die Geschichten der *Legenda Aurea* des Jakobus de Voragine als Quelle für ihre Darstellungen des Lebens und Leidens der Heiligen. Auch in der Barockzeit war Malerei — ob Decken- oder Tafelmalerei ist gleichgültig — in vielen, ja den meisten Fällen gemalte Dogmatik oder Legende, dargeboten zur Erbauung, Buße oder Meditation (Einkehr). Über die unmittelbar für den liturgischen Dienst bestimmten Geräte und Kleidungsstücke wird ebenso noch zu reden sein wie über die Reliquien, deren Fassung und Darstellung.

Ohne daß es gesetzmäßig festgelegt gewesen wäre, haben sich für alle möglichen Objekte, die für den kirchlichen Gebrauch bestimmt waren, bestimmte Formen (und Inhalte) herausgebildet. Das begann bei der Gestaltung der Bauform des Klosters, das eben ein Bündel von Funktionen in einer angemessenen Raumgestaltung und Raumverteilung zu erfüllen hatte, und ging über die liturgische Kleidung, die zwar von einem bestimmten Stand der allgemein üblichen Kleidung etwa am Ausgang des Altertums ausging, diesen aber dann nach eigenen Gesetzmäßigkeiten formte¹¹⁾, das Programm des Kirchenschmuckes und die liturgischen Bücher hin bis zu den vielerlei Geräten, die für den Vollzug der kirchlichen Handlungen notwendig waren.

Dabei hat es immer wieder deutliche Änderungen gegeben. Das romanische Taufbecken im Salzburger Dom war wohl noch für die Ganztaufe (Untertauchen des Säuglings) gedacht — die seit der Gotik feststellbare Tendenz zur Gießtaufe (Übergießen der Stirn des Täuflings mit Wasser) bedingte andere Formen für das Taufbecken (es mußte höher und kleiner sein). Die Durchsetzung der Vorstellung von der Transsubstantiation nach dem 4. Laterankonzil (1215) verlangte nicht nur die einwandfreie und sichere Bergung der konsekrierten Elemente nach der Meßfeier, sondern bildete auch ein starkes Element für die Fortsetzung der Lettnergestaltung in den Kirchen. Das machte wieder Druck im Blick auf die Situierung der Kanzel, die von der Chorecke und dem Lettner weit in die Mitte der Kirche hineinverlegt wurde. Die Bestimmungen des Konzils von Trient über die Aufbewahrung der konsekrierten Elemente auf dem Altar ließ die traditionelle Gliederung der gotischen Altartafel mit der Predella (sie enthielt in der Regel eine Abendmahls- oder Grab-Christi-Darstellung) als veränderungsnotwendig erscheinen. Da mußte nunmehr das Tabernakel Platz finden. Die Ästhetik des Barocks veränderte dann den Altaraufbau noch in erheblich weitergehendem Maße. Die Einführung der Sakramentsprozessionen (nicht nur zu Fronleichnam) machte die Entwicklung eines Gerätes notwendig, in dem die Schauhostie gezeigt werden konnte — die Monstranz wurde geformt und in der Barockzeit (auch wegen

¹¹⁾ Adolf Reinle, *Die Ausstattung deutscher Kirchen im Mittelalter*. Eine Einführung (Darmstadt 1988). Max Liedtke in der Gedenkschrift für Otto Koenig (= *Matreier Gespräche*. Band 21, Wien 1994) aus kulturtheologischer Sicht.



Schloß Greillenstein: Gemaltes Epitaph, 17. Jahrhundert
 (Foto: WHB-Archiv)

des Gegensatzes zu den Protestanten) zum hervorragendsten Stück der Ausstattung von Kirchen und Sakristeien.

Es soll genug sein. Die Zusammenhänge von liturgischen Forderungen — bei den Bildern und Statuen waren es die Stile der Frömmigkeit — und der Gestaltung sollten an diesen wenigen Beispielen deutlich gemacht werden.

Bei den Bildern und Gestalten tritt die Frage nach der Verbindung zwischen diesen Schätzen und der Spiritualität deutlicher hervor. Was empfand man bei der Darstellung von Christus als Weltenrichter und Herrscher (unwillkürlich denkt man an die — viel ältere — Darstellung des Heilands)? Was empfand man beim Anblick des spätgotischen „Schmerzensmannes“ oder des sogenannten Vesperbildes, das im Barock dann Pietá genannt wurde? Da stehen doch massive Vorstellungen von Frömmigkeit dahinter, die durch das Bild (die Figur) vermittelt werden sollten. So kam es auch zur Zuwendung zu bestimmten Heiligen, wie etwa der hl. Anna am Ausgang des Mittelalters oder dem Heiligen des Beichtgeheimnisses Johann Nepomuk in der Barockzeit — wieder in bewußtem Gegensatz zu dem zu überwindenden Ketzertum des Protestantismus, in dem die Beichte eine — angeblich — geringere Bedeutung hatte.

Was aber ist Spiritualität? Der Ausdruck ist in seiner ausufernden Verwendung neu, in seinem Kern aber alt.¹²⁾ Er gehört im Katholizismus zur asketischen Theologie, also zu jenem Teil des theologischen Systems, dem die Verinnerlichung der dogmatischen und ethischen Gesetzmäßigkeiten besonderer Auftrag ist. Denn Dogmen und Lehrsätze, Gebote und Consuetudines sollten ja nicht nur äußerlich erfüllt werden, sondern ein Stück der persönlichen Haltung werden. Daß das eine über das Intellektuelle und die scholastische Methode hinausreichende Vorgangsweise bedeutete, ohne daß es schon a priori als Gegensatz dazu aufgetreten wäre, beweist die Tatsache, daß viele der spätmittelalterlichen Mystiker theologisch gesprochen durchaus scharfsinnig denkende scholastische Theologen gewesen sind.¹³⁾ Nun stellt die Mystik nur einen Teil spiritueller Haltung dar, ist aber keineswegs das Ganze derselben. Auch Meditation — wie immer man den Begriff fassen möchte¹⁴⁾ — ist noch nicht das, was traditionell unter „spiritueller Theologie“ verstanden wird.

Die Bezeichnung weist auf den Spiritus Sanctus hin, auf den Heiligen Geist, der im christlichen Gottesbild die dritte Person der Trinität darstellt. Er wird als jener geglaubt, der den Glauben als fides qua creditur, wie später die Reformation sagte, bewirkt. Spiritualität ist also in doppelter Weise zu verstehen — sie soll dem Heiligen Geist den Weg, also das Tor, öffnen, daß er Glauben wirken kann, und sie ist dann die Verwirklichung solchen Glaubens.

Geräte, Gegenstände, Schätze können das direkt nicht wirken. Sie können aber — so meint die Erfahrung der Askese — dabei helfen, und sie können anderen wieder Zeugnis

¹²⁾ Daß der Begriff erst wieder seit kürzerem in Schwung gekommen ist, beweist die Tatsache, daß im 9. Band des Lexikons für Theologie und Kirche (1964) kein eigenes Stichwort vorhanden ist, sondern lediglich auf das Stichwort Frömmigkeit verwiesen wird. An neuerer Literatur Karl Rahner, *Elemente der Spiritualität der Zukunft*. In: Ders., *Schriften zur Theologie*. Band 14 (Zürich 1980) S. 368 ff. Josef Weismayer, *Leben in Fülle. Zur Geschichte und Theologie christlicher Spiritualität* (Innsbruck-Wien 1983). Dazu der Lexikonartikel in: *Evangelisches Kirchenlexikon*. 4. Band (Göttingen 1994) Sp. 411 ff.

¹³⁾ Gerhard Wehr, *Deutsche Mystik. Gestalten und Zeugnisse religiöser Erfahrung von Meister Eckhart bis zur Reformationszeit* (Gütersloh 1980).

¹⁴⁾ Dazu vgl. den mit reichen Literaturangaben versehenen Artikel „Meditation“ von Udo Tworuschka und Martin Nicol in: *Theologische Realenzyklopädie*. Band 22 (Berlin-New York 1992) S. 328 ff.

von solchem Glauben geben. Spiritualität ist also nur indirekt darstellbar, nur im Hintergrund für die Stiftung und Anfertigung von Schätzen und Strukturen festzustellen. Und auch da sind es natürlich höchst unterschiedliche Wege, auf denen diese Verbindung besteht und erforscht werden kann. Die Betrachtung von Reliquien soll ja nicht nur zu Ablässen verhelfen, wozu solche von den früheren Habsburgern bei St. Stephan in Wien oder von Friedrich dem Weisen von Sachsen in der Allerheiligen(Schloß)kirche zu Wittenberg in überreichem Maße gesammelt worden sind, sondern auch zur Identifikation mit dem Heiligen führen. Dazu dienten dann auch noch vor allem die vielen Katakombenheiligen, die in der Barockzeit in den Kirchen — gerade nördlich der Alpen — ausgestellt wurden und als Märtyrer für den wahren Glauben verehrt worden sind.¹⁵⁾



Senftenberg: Grabmal von Pfarrer Adam Fugger, 17. Jahrhundert
(Foto: WHB-Archiv)

Und die Vorstellung von heiligen Orten, an denen die Verbindung zur Gottheit elementarer als anderswo spürbar und wirksam wird, wurde von der alten Kirche nicht nur aus den Religionen übernommen, die sie umgeben haben, sondern auch mit dem Reliquienkult verbunden. Die Fürbitte jenes(r) Heiligen, dessen (deren) Lebensspuren gezeigt werden oder verborgen anwesend sind, wird umso wirksamer sein, je mehr eben von diesen Lebensspuren (relinquere — hinterlassen) anwesend sind. Damit verband sich aber wieder die Vorstellung von der Wallfahrt als gutes Werk, durch das Ablaß zu gewinnen sei. So war es kein

¹⁵⁾ Nachdem im 16. Jahrhundert die Katakomben in Rom entdeckt worden waren, folgte ein unglaublicher Wettlauf, Skelette der dort Bestatteten, die so gut wie sämtlich als Märtyrer, also Opfer ihres Glaubens, galten und aus den altkirchlichen Märtyrerakten Namen zugesprochen erhielten, für die eigene Kirche zu erhalten. Von der Kirche des hl. Karl Borromäus in Wien über den Grazer Dom bis zur Pfarrkirche in Drosendorf — um nur ganz wenige Beispiele zu nennen — finden sich solche Katakombenmartyrer.

Wunder, daß im Hoch- und Spätmittelalter das Wallfahrtswesen einen ungeheuren Aufschwung erfuhr. Nach der Störung durch die Reformation wurde es wieder belebt, freilich in charakteristisch anderer Weise. An die Stelle weniger und sehr weiter Wallfahrten traten solche zu heiligen Orten in der Nähe, die also drei oder fünf Tagesreisen entfernt waren. Statt nach Santiago de Compostela wallfahrtete das barocke Wien nach St. Jakob in Penzing. Statt nach Loretto zog man nach Maria Dreieichen. Welche Bedeutung diese Wallfahrten für die Stiftung von kirchlichen Gegenständen hatten, wurde ja schon angeführt. Die Vornahme der Wallfahrt, von der Vorbereitung über die Durchführung bis zu den Mitbringenseln, war einerseits Äußerung der Spiritualität, andererseits Anregung für ihre Vertiefung. Wallfahrten und Wunder gehören auf das engste zusammen.¹⁶⁾

Wunder waren aber mehr noch als Ergebnisse des Gebetes an Wallfahrtsorten. Wunder nahmen in der mittelalterlichen und in der barocken Frömmigkeit an verschiedenen Stellen einen festen Platz ein. Sie bildeten sozusagen ein Moment der Vergewisserung für den rechten, und eben deshalb angefochtenen Glauben. Das konnte die Funktion einer Legitimierung, etwa für eine Klostergründung, übernehmen, wie das beim Stift Zwettl der Fall war¹⁷⁾, das konnte aber auch die Bestätigung der Richtigkeit der Überwindung der Ketzerei darstellen.¹⁸⁾ Wunder sind des Glaubens liebstes Kind — so heißt es. Das bedeutete, daß die Objektivierung von Wundern höchstens auf indirektem Wege möglich ist, daß aber Wunder aus der Überzeugung kommen und diese wieder stärken. Und dort, wo man etwas an Gnadenerweisung erlebt hat, das einem rechtens oder nach der Wahrscheinlichkeit nicht zufallen sollte, dort hatte man dann Gelegenheit, seinen Glauben durch Stiftung oder Verehrung zu bezeugen. Daß das manchmal (oft) eher von einfacher Qualität war, liegt in der Natur der Sache und in den Lebensumständen und Lebensansichten vieler Stifter. Jeder gab und tat, so gut er es konnte — auch im Glauben und in der Spiritualität.

Diese Bezeugungen der Spiritualität in den Schätzen sind natürlich nur die Widerspiegelung dessen, was sich wirklich und geistlich ereignet hat, was persönlich in und für die Gemeinschaft erlebt worden ist. Das Chorgebet der Mönche und Nonnen kann nicht wiederholt oder ausgestellt werden, sondern lediglich der Codex mit liturgischen Texten, aus dem heraus der Gesang gestaltet worden ist. Das Wunder in der Wallfahrtskirche und seine Wirkung auf die, die es erlebten (miterlebten), kann nicht wiederholt werden, sondern nur das Bild gezeigt werden, das davon Kunde gibt. Und die Ekstase der Nonne oder der Chorfrau, die von einem Bild aus Zugang zu Gottes verborgenen Geheimnissen erlebte und die umfassende Gegenwart des Herrn oder der Mutter Jesu erfuhr, kann vielleicht mit einem

¹⁶⁾ Dazu vgl. das ältere Werk von Stephan Beissel, *Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland im Mittelalter*, aus den „*Stimmen aus Maria Laach*“ 1890 und 1892 öfter in einem Band nachgedruckt, etwa (Darmstadt 1991). — Anton Legner (Hg.), *Reliquien. Verehrung und Verklärung. Skizzen und Noten zur Thematik — und Katalog zur Ausstellung der Kölner Sammlung Louis Peters* (Köln 1918). — Zur Wallfahrt vgl. R. und L. Kriss(-Rettenbeck), *Wallfahrten Europas. Stätten der Gnaden in Wort und Bild* (München 1950). Zum Lokalen vgl. den Katalog: *Wallfahrten in Niederösterreich* (Stift Altenburg 1985).

¹⁷⁾ Die Gründungssage vom dem Marienbild auf dem am Neujahrstag grünenden Baum (1137) ist in jeder Darstellung der Stiftsgeschichte, von Linck im 17. Jahrhundert (erst durch Melchior von Zaunagg 1722 gedruckt) bis zu den Beiträgen im Katalog der Kuenringer-Ausstellung, die 1981 im Stift stattgefunden hat, gedruckt, dazu unzählige Male in der Sagenliteratur.

¹⁸⁾ Dazu vgl. die Bemerkungen bei Gustav Gugitz, *Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Ein topographisches Handbuch. Band. 2: Niederösterreich und Burgenland* (Wien 1954). Dazu auch einige Arbeiten von Hans Aurenhammer über das Wallfahrtsmotiv in der Gegenreformation, schließlich noch einzelne Beiträge im Katalog der Steiermärkischen Landesausstellung 1992: *Lust und Leid. Barocke Kunst, barocker Alltag*, red. Iléane Schwarzkogler (Graz 1992).

Bericht in einer Chronik, einem Mirakelbuch oder in einer Predigt berichtet und möglicherweise durch das Bild, das diese Verzückung (Ekstase oder Bekehrung) auslöste, anschaulich gemacht werden, ist in seinem Inhalt aber sicher nicht rekonstruierbar. So entzieht sich letztlich Spiritualität einer Ausstellung. Das ist umso deutlicher zu sehen, als sich die Formen der Spiritualität geändert haben, vor allem aber die Objekte und Gegenstände (Schätze) in vielen Fällen nicht mehr unmittelbar für die Betrachtung (Meditation, Versenkung) zugänglich sind. Das gilt nicht nur für die Reliquien, wo ein Tableau mit Knochen und anderen Reliquien aller Apostel und mancher anderer Heiligen heute eher Staunen ob der Kunstfertigkeit denn fromme Betrachtung, eher Skepsis und Distanz denn Zuneigung auslösen mag, sondern auch für bildhafte Darstellungen, wie etwa einer grausam realistisch gemalten Marter der hl. Barbara und für kostbare liturgische Geräte oder Gewänder, die sofort die Frage nach den Kosten, nach der Ausbeutung und nach der Ablenkung vom Eigentlichen der Frömmigkeit hervorrufen mögen. Gewiß, das ist recht unterschiedlich, aber es ist eben auch so.



Maria Immaculata von Jacob Schletterer, um 1740
(Foto: Stiftsarchiv Altenburg)

So ist es ein schwieriger Weg, in der Gegenwart anhand der Schätze aus dem Gestern die Frömmigkeit und die Spiritualität vergangener Zeiten aufzuschließen oder gar den Heutigen als Möglichkeit des Zuganges zu seinem eigenen Glauben anzubieten. Das ist nicht ein Dilemma solcher Ausstellungen allein, sondern ein Dilemma der Kirche insgesamt.¹⁹⁾ Aber eines kann eine solche Exposition vielleicht doch bewirken, etwas Verständnis dafür zu erwecken, was frühere Generationen als Spiritualität der Form wie dem Inhalt nach gehabt haben. Es ging um den Glauben und um seine Vertiefung.

¹⁹⁾ Gerade die Ausstellungen auf Schloß Trautenfels 1992, im Stift St. Florian 1986 und in Krems 1995/96 zeigen, wie schwierig es ist, aus überholten Symbolen so etwas wie einen Aktualitätsbezug herzustellen, der den heutigen Menschen anspricht. Dazu vgl. in dem Katalog von Krems den Aufsatz von Karl Brunner, Glanz in der Wüste, S. 27 ff.

Damit bleibt nur noch die Frage zu beantworten, warum diese Zeichen des Glaubens denn gar so aufwendig, kostbar und teuer sein mußten. Das ist aber nicht mehr nur eine Frage an das Christentum und die Kirche, sondern an alle Religionen.²⁰⁾ Denn diese Erscheinung ist überall gegenwärtig und dort, wo eine Religion (eine Kirche) durch lange Zeit relativ ungestört lebendig war, ist sie natürlich — trotz der Quart von 1529 und der Silberablieferungen in den napoleonischen Kriegen sowie beim Staatsbankrott des Jahres 1811 in Österreich — besonders aufdringlich.

Man muß bei der Beantwortung dieser Frage wieder von zwei grundlegenden Gegebenheiten ausgehen, zu denen sich vielleicht noch ein weiterer, äußerer Grund gesellt. Zunächst wurden Gottesbilder als Projektion irdischer Herrschaft und ihrer Träger gedacht. Das sagt nichts über die Richtigkeit des Gottesglaubens aus, sondern weist lediglich auf die Erfordernis der Analogie, der Konkretion desselben hin. Der Herr irdischer Macht nahm sich das, was besonders wertvoll und schön war. Dem Herrn himmlischer Macht gab man es lieber. Dieses „man“ war keineswegs nur derjenige, der es in materieller Hinsicht „hatte“ oder andere zur Gabe nötigen konnte, sondern war jeder, waren doch viele kleine und kleinste Stiftungen in nicht selten rührender Weise vorhanden. Wenn für den König das Beste eben gut genug war, dann könnte und sollte es auch für den himmlischen König so sein, noch dazu, wo es darum ging, gewissermaßen Jesus sein Leiden abzugelten. Das ging aber nach der Meinung der Zeiten kaum anders als durch Prunk und Aufwand.

Daß damit — und das gehört noch zu dem ersten Grund — auch die Position der Kirche dargestellt und unterstrichen werden sollte, ergab sich gewissermaßen von selbst. Es war eben auch so, daß die Kirche und ihre Institutionen selbst irdische Macht innehatten, sich übertragen ließen und sie ausübten. So waren diese Schätze als Bezeugung solcher Macht auch wichtig, zusätzlich noch dann, wenn sie mithelfen sollten, Fernstehende, Widerstrebende oder Abweichende (Ketzer) davon zu überzeugen, daß die Kirche doch eine bestimmte Position, machtvoll und gütig, fordernd und schenkend, einnahm.²¹⁾

Der zweite Grund für die Kostbarkeit dieser Schätze war ein subjektiver. Wie konnte man vor Gott stehen, wenn man ihm nicht das Beste gab, das man hatte. Der alte Opfergedanke hatte eben diese Form angenommen. Man opferte keine Kinder mehr (man übergab sie aber doch dem Kloster als Oblaten), man schlachtete keine Tiere mehr, man gab vielmehr in Form von Stiftungen und Kostbarkeiten. Daß man damit aber auch vor den anderen Menschen wie Institutionen in entsprechender Weise dastehen wollte, gehörte zu diesem Gedanken natürlich dazu. Das war dann auch eine gesellschaftliche Verpflichtung, der man sich — wenn man schon einmal als Stifter auftrat — nicht entziehen konnte.

Die Frage nach dem Elend in der Welt stellte sich in Verbindung damit nur begrenzt. Die hierarchische Ordnung von Herren und Untertanen galt als von Gott gegeben und unumstößlich, damit aber auch die Differenzierungen des Lebensstiles, der Lebensführungen und des Reichtums beider Gruppen. Und für wirkliche Not gab es ein weit verzweigtes, freilich auf Gnadenerweisen beruhendes Hilffssystem, in das auch die Bettler, denen Gott

²⁰⁾ Dazu kann man etwa die weitaus aufwendigeren liturgischen Geräte zum Vollzug des Synagogengottesdienstes stellen, die durchaus keine Spiegel des Reichtums und der wirklichen Lebensumstände des größeren Teiles der jüdischen Gemeinden bilden. Vieles davon ist abgebildet in dem Katalog der Sammlung Berger in Wien, manches ist ausgestellt in den Jüdischen Museen in Wien und Eisenstadt.

²¹⁾ Dazu vgl. den Versuch des Verfassers in seinem Artikel: Reformation und katholische Restauration in dem Katalog der Ausstellung Zwischen Herren und Ackerleuten. Bürgerliches Leben im Waldviertel 1500-1700. Ausstellung der Stadt Horn im Höbarthmuseum (Horn 1990) S. 100 ff, v. a. S. 113 ff.

in der Gesellschaft ebenfalls eine Rolle zugewiesen hat, hinein gehörten. Sie waren dazu da, das Herz der Besitzenden demütig und mildtätig zu machen. Das hinderte aber nicht an der Stiftung reicher Schätze an die Kirche.

Diese hatte sie ja auch nicht als Selbstzweck, sondern in einem ganz hohen Maße zur Aufrechterhaltung eines beachtlichen kirchlichen Betriebes, der durchaus als notwendig empfunden wurde und bis zur Aufklärung — wenn man von der Polemik der Reformation absehen will (wie diese in dem sogenannten *Passional Christi et Antichristi* besonders deutlich vorgetragen wurde) — unkritisiert blieb.

An diesen Stellen hat sich manches, eigentlich alles, geändert. Dieses Lebens-, Welt- und Gottesverständnis ist auf weite Strecken fremd geworden. Die alten Schätze werden einerseits als Provokation empfunden, andererseits aus einem Gemisch von Verpflichtung, Stolz und Distanz tradiert. Es wird Zeit, daß die Kirche(n) neue Symbole finden, die die gegenwärtige Spiritualität zu bezeugen vermögen und anregen — manches zeigt sich ja jetzt schon. Das, was die alten Schätze tun können, ist nicht mehr — und nicht weniger —, als zu solchen Überlegungen anzuregen und gleichzeitig den Respekt vor dem Bewußtsein und dem Selbstverständnis früherer Generationen zu erhalten.



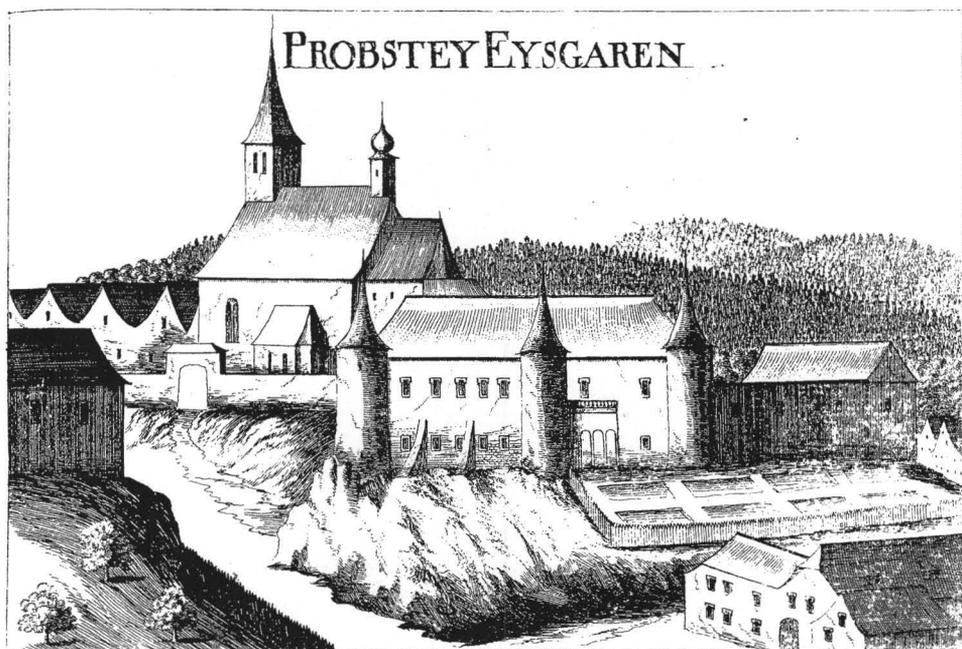
Kelch mit reichen Rokoko-Ornamenten, 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts
(Foto: Stiftsarchiv Altenburg)

Gesundheitswesen, Bader und Ärzte in der Propstei Eisgarn

1. Von der ersten Besiedlung bis Joseph II.

In der ersten Zeit der mittelalterlichen Besiedlung des Waldviertels dürfte es so gut wie keine medizinische Betreuung der Einwohner gegeben haben. Frühe bescheidene medizinische Zentren waren dann die Klöster mit ihren Spitälern, wie z. B. im Stift Zwettl, und die Badstuben, die sich seit dem 14. Jahrhundert in vielen größeren Orten nachweisen lassen. So erwähnt Propst Cornelius von Cautère in seinem „*Inventarium über die Probstei Eißgarn vom 28. Juni 1587*“, daß sich unter den brieflichen Urkunden „[...] *der von Khlingenberg Stiftbrief umb die Badstuben zu Littschau des Datum 1345 Jahr* [...]“ befinde.

Die Inhaber dieser Badstube führten neben ihrer Tätigkeit als Bademeister auch medizinisch-chirurgische Behandlungen durch, wie zum Beispiel: Zähne ziehen, zur Ader lassen, Schröpfköpfe setzen, Heilkräuterbehandlungen und anderes. Im Laufe der Zeit wurde der „Bader“ ein zunftgebundener handwerklicher Lehrberuf. Die niederösterreichischen Stände, schon seit dem 16. Jahrhundert um eine Bekämpfung der Seuchen bemüht, gaben diesem Beruf auch eine Handwerksordnung. Seit 1633 ist eine Bader-Zunft „*in quadrante supra Manhardtsberg*“ (= Waldviertel) nachgewiesen. Die Aufsicht führte ein „*Landschafts-Physicus*“ (= Amtsarzt). 1637 ging die Litschauer Badstube in das Obereigentum der Propstei Eisgarn über, wodurch uns einige Namen von Badern überliefert sind.

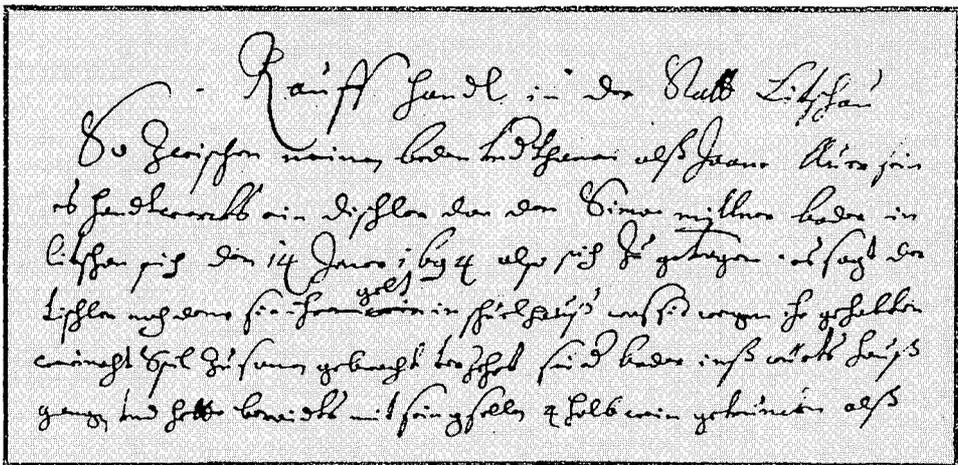


Propstei Eisgarn: Vischer-Stich, 1672

So war um 1665 Mathias Artickl Inhaber der Badstube. Von ihm berichtet Propst Ezechiel Ludwig Vogel folgende Begebenheit: „[...] ist die Catharina Felsler in kindsnött gestorben und habe ich sie gleich schneiden lassen von dem Matthia Artickl, bader von Litschau, in beysein Georg Felsers, und der alt Catharina gärtnerin und schaffnerin, anbefohlen dem kindt Luft zu machen, wenn es vielleicht noch lebte. [...]“¹⁾

Artickl hat 1668 die Badstube seinem Stiefsohn Christoff Millner übergeben. 1673 war dann Ferdinand Milner Bader zu Litschau. Am 21. November 1675 bestätigt Propst Ezechiel die Übernahme der Badstube durch den Bader Johannes Strelle. Dieser war aus Zwettl gebürtig und Sohn des Peter Strelle, von 1646 bis 1665 Bader in Zwettl. Über Johannes Strelle und seine Tätigkeit geben uns die Gerichtsprotokolle des Propstes Ezechiel Auskunft: Am 28. Dezember 1679 klagt nämlich die Barbara Weinbergerin, daß ihr der Merth Endl im „Stattl“ (gemeint ist Litschau) mit einem Prügel Brust- und Armknochen gebrochen hätte, „über welchen schaden der bader begehrt 5 gulden, alßo daß ers völlig heile [...]“²⁾

1692 übergibt Strelle die Badstube an Mathias Piegl aus Fistritz. 1694 erscheint als Bader Simon Milner. In diesem Jahr berichtet das propstliche Protokollbuch von einer Wirtshausrauferei in Litschau, an der sich auch der Bader Simon Milner „mit seinem



Bericht über den „Raufhandel“ des Baders Simon Millner, 1694

(Foto: Stiftsarchiv der Propstei Eisgarn)

Gesellen“ beteiligte.³⁾ Anscheinend hatte dieser Bader also auch einen Gesellen zur Unterstützung und weiteren Ausbildung.

1739 bezeichnet Propst Joseph von Pallingen in den Trauungsmatriken den Bader von Litschau, Ferdinand Hueber, als „Chirurgus meus ex Litschau“.⁴⁾ 1743 war zu Besuch bei Propst Joseph der Amtsarzt für das Waldviertel und praktische Arzt in Horn, Ferdinand

¹⁾ SAPE (= Stiftsarchiv der Propstei Eisgarn), Buch X/13, fol. 196.

²⁾ SAPE, Buch X/13, fol. 72.

³⁾ SAPE, Buch X/14, fol. 21.

⁴⁾ SAPE, Liber copulatorum, tom. II, fol. 69.

Xaver Tschandegk. Der Propst nennt ihn: „*Clarissimus Dominus Ferdinandus Xaverius Tschandegk, Medicus Hornanus et Physicus in quadrante supra Manhardtsberg*“.⁵⁾

Für die Zeit von 1756 bis 1760 läßt sich auch in Eisgarn ein Bader nachweisen: Anton Moldaschl, der in den Matriken mehrmals „*balneator hujas*“ (= hiesiger Bader), einmal auch „*barbitonsor hujas*“ (= hiesiger Barbier) genannt wird. Taufpate seiner Kinder war Joseph Hueber, „*chirurgus in Litschau*“. Ein Hinweis auf die damals schon gehobene soziale Stellung des Baders dürfte die Tatsache sein, daß der Propst Graf von Herberstein persönlich die Taufe spendete.⁶⁾

Das private Rechnungsbuch des Propstes Joseph Strohmayer aus den Jahren 1776 bis 1780 berichtet auch von den ärztlichen Leistungen, die der Propst und sein Hauspersonal in Anspruch nahmen. Der jährlich ein- oder mehrmals vorgenommene Aderlaß war dabei die Behandlungsmethode der Wahl. So heißt es zum Beispiel: „[. . .] *dem Bader zu Litschau für Aderlassen und Besorgung des Ochsenknechtes 1 fl 20 x; [. . .] dem Bader für meine Aderlaß 2 fl; [. . .] dem Bader für das Kuchlmensch 1 fl 9 x [. . .]*“.⁷⁾

Ansonsten schweigen sich die Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts über den an sich schon dürftigen Stand des medizinischen Wissens und der gesundheitlichen Betreuung völlig aus. Nur gelegentlich und in besonderen Fällen berichten die Sterbematriken die Todesursachen, zum Beispiel: „*in variolis mortua est*“ (= an den Blattern gestorben), „*cancrio morbo miserrime confectus*“ (= von der Krebskrankheit jämmerlich verzehrt); des öfteren ist bloß von „*morte improvisa*“ (= plötzlichem Tod) zu lesen; gelegentlich heißt es: „*apoplexia tactus*“ (= vom Schlag getroffen).

2. Von Joseph II. bis zur Aufhebung der Grundherrschaft 1848

Erst seit 1784 verzeichnen die Sterbematriken regelmäßig die Todesursache. Nicht von ungefähr. Denn in den Jahren davor begann der große Aufschwung der Medizin. Die 1745 erfolgte Berufung des flämischen Arztes Gerard van Swieten zum Leibarzt Maria Theresias leitete das große Reformwerk des Gesundheitswesens ein. Van Swieten errichtete ein chemisches und physikalisches Laboratorium an der Universität Wien, gründete Hebammenschulen, eine tierärztliche Schule und reorganisierte die Heilanstalten. Unter seinem Einfluß erließ 1770 die Kaiserin das berühmt gewordene „General-Sanitäts-Normale“. Damit wurde auch die Berufsbezeichnung „Bader“ offiziell abgeschafft. Die bisherigen Bader mußten sich einer Prüfung in „Wundartzeney“ und Geburtshilfe unterziehen oder eine Chirurgenschule besuchen. Sie erhielten dann den Titel eines diplomierten Wund- und Geburtarztes. Ebenso wurde, zunächst nur in den größeren Städten, die Totenbeschau zur Pflicht gemacht. 1785 gründete Kaiser Joseph II. die „Medizinisch-Chirurgische Militärakademie“ in Wien, wodurch die Chirurgie endgültig als gleichwertiger medizinischer Wissenszweig anerkannt wurde.

Als 1798 der englische Arzt Edward Jenner die Kuhpockenimpfung entdeckte, hatte man endlich auch ein verlässliches Mittel gegen die früher so verheerenden Pockenepidemien gefunden. In den folgenden Jahrzehnten versuchten die Landesfürsten durch eine Fülle von Verordnungen eine stetige Verbesserung des Gesundheitswesens zu erreichen.

⁵⁾ SAPE, Liber baptizatorum, tom. III, fol. 162.

⁶⁾ SAPE, Liber baptizatorum, tom. III, fol. 245a.

⁷⁾ SAPE, Buch X/26.

Durchführungsorgane waren die jeweiligen Grundherrschaften und die Geistlichkeit. So trägt beispielsweise ein Rundschreiben der k. k. Landesregierung über die Gefahren der Tollkirschenvergiftung den handschriftlichen Vermerk des Propstes: „*Allezeit im Monat August von der Kanzel zu verkünden.*“⁸⁾ Auch die Mitwirkung bei der Totenbeschau, die Führung von Impfprotokollen, die Verlautbarung von Erste-Hilfe-Maßnahmen und vieles mehr waren den Pfarrern anvertraut.

Der Zustand des Sanitätswesens im Waldviertel und im Bereich der Propstei Eisgarn wird illustriert durch die zahlreichen Verordnungen und Dekrete des Kreisamtes in Krems, von denen einige im einzelnen beispielhaft angeführt werden: 1811 bestimmt das Kreisamt, daß Epidemien vom Ortsrichter der Herrschaft und dem Kreisamt anzuzeigen seien. 1812 ergehen Verordnungen über die Pockenschutzimpfung, die Sektion von Infektionsleichen, die gesundheitspolizeilichen Vorschriften über den öffentlichen Fleischverkauf, den Zustand des Geschirrs in Gasthäusern und die Behandlung von Geschlechtskrankheiten. 1814 regelt das Kreisamt die Maßnahmen anläßlich des Begräbnisses von Blattern-Leichen, stellt die Verheimlichung einer Pockenerkrankung unter Strafe, schärft die Führung von Impfverzeichnissen ein und gibt Anweisungen zur Tollwutbekämpfung der Hunde und zur Amtsführung der „*Land-phisikate*“ (= Kreisärzte).

1818 wird das Impfwesen erneut eingeschärft. Neben anderen Maßnahmen war vorgesehen, an ein Haus mit Blatternerkrankten Warnungstafeln anzubringen, die sowohl vor Ansteckungsgefahr zu warnen hatten als auch die erkrankten Impfverweigerer der öffentlichen Schande aussetzen sollten. War in Ausnahmefällen ein Kind trotz Impfung erkrankt, so hatte die Warnungstafel zu lauten: „*Hier sind die natürlichen Blattern ausgebrochen, jedoch ohne Schuld der Ältern!*“⁹⁾

Die 1820 vom Kreisamt erfolgte Mahnung „*ungeprüfte Hebammen sind nicht zu dulden*“¹⁰⁾ hatte, wie die hiesigen Matriken eindrucksvoll belegen, auf dem Land so gut wie keinen Erfolg. 1827 und 1829 wurden schon mehrmals ergangene Weisungen erneut eingeschärft, wonach „*die mit venerischem Übel [= Syphilis] behafteten Weibspersonen [...] zur Heilung in das Allgemeine Krankenhaus abzugeben*“¹¹⁾ waren.

Wie sehr es beim einfachen Volk, gelegentlich bei den Wundärzten selbst, noch immer an Einsicht in den Wert gesundheitspolizeilicher Maßnahmen fehlte, zeigen die Regierungs- und Kreisamtsdekrete aus den Jahren 1840/41: Die oft nur oberflächlich gehandhabte Totenbeschau wurde neu geregelt, für die Totenbeschaubefunde wurden eigene Formulare aufgelegt. Die Grundherrschaften wurden gemahnt, „*zur Verminderung der Renitenz gegen die Schutzpockenimpfung konsequente Strenge*“ anzuwenden.¹²⁾

Diesen Zustand des Gesundheitswesens im Waldviertel und speziell in Eisgarn vor Augen, beschloß der damalige Propst Achaz Freiherr von Stiebar (1815 - 1855), seinerseits einen Beitrag zur gesundheitlichen Betreuung seiner Untertanen zu leisten und womöglich einen Arzt nach Eisgarn zu bringen. 1832 ging sein Wunsch in Erfüllung, und er bemerkt

⁸⁾ SAPE, Karton, „Circularia“.

⁹⁾ Circulare des Kreisamtes VOMB Krems, 1833 Nr. 46.

¹⁰⁾ Circulare des Kreisamtes VOMB Krems, 1820 Nr. 157.

¹¹⁾ Circulare des Kreisamtes VOMB Krems, 1827 Nr. 68 und 1829 Nr. 19.

¹²⁾ SAPE, Registrierte Acten XIII. (Stichwortartig werden hier einige Aufgabengebiete des Arztes aufgezählt: „Cholera, Nervenfieber, Epidemie, Impfung, Fleischbeschau, Totenbeschau, Sanitätspolizei, Kartoffelkrankheit, Hebamme, Leichenkammer.“) Vgl. auch Consistorial-Currenden der Diözese St. Pölten.

dazu: „[...] in diesem Jahre ward ein eigener Chyrurg hierher gebracht, der anfangs seine Wohnung und Kost in der Propstey nahm, bis er theils in der Umgebung bekannt und gerufen ward, theils sich eine passende Wohnung fand; für die Folge wurde demselben einige Metzen Korn und einige Klafter Holz als ein freywilliges Deputat nur auf Lebenszeit des hitzigen Propstes bewilligt. Wir waren so glücklich einen so geschickten Chyrurg in der Person des Anton Arnberger zu finden, daß er das Zutrauen der ganzen Umgegend sich erwarb, und gewiß den Vorteil dadurch erzielte, daß der gemeine Mann nun in seiner Krankheit lieber und geschwinder diesen Arzt ruffen ließ. [...]“¹³⁾

Anton Arnberger wurde 1800 als Sohn des Müllermeisters Franz Arnberger in Litschau geboren. Da Litschau damals eine inkorporierte Pfarre der Propstei Eisgarn war, kannte natürlich Propst Achaz den Müllermeister und seinen Sohn Anton, der im Jahre 1822 sein Studium als Hörer der Chirurgischen Hochschule Josephinum in Wien begann. Zu seinen Studienfächern gehörten: die chirurgische „Wunderarzney“-Wissenschaft, anatomische Wissenschaften, Pathologie, theoretische Medizin, praktische und theoretische Geburtshilfe, Frauen- und Kinderkrankheiten, „Zahnarzney“, Seuchenlehre, Gerichtsmedizin, „Thierärztliche Wissenschaften“, medizinisch-botanische Wissenschaften. Arnberger war auch Hörer des berühmten Freiherrn von Jacquin. Wegen seines nur mittelmäßigen Fleißes zog sich Arnbergers Studium in die Länge, so daß er erst 1830 zum „Patron der Chirurgie“ diplomiert wurde und 1831 den ärztlichen Eid ablegte.

Sein Aufgabenbereich in Eisgarn umfaßte neben seiner allgemeinen ärztlichen Tätigkeit auch das Impfungswesen, die Totenbeschau, sanitätspolizeiliche Überwachung der Flei-

V e r z e i c h n i s s		
Der Vorrathskammer, welche nebst den in dem Nothapparate enthaltenen nein ohnehin vorgeschriebenen in jeder Haus-Apothekc eines Landwundarztes vorräthig seyn sollen.		
<p>Acetas animonae solutus — plumbi acidulus solutus. Asa foetida. Uvax. Aether sulfuricus. Champhora. Cortex Mezerei. Cortex quercus. Carbonos Magnesia. Empl. Dyacki simplex. Extract Cachou. — Dulcamara. — Gentiana. — Hyoscyami. — Squillae. — Taraxaci. Folia digitalis purpureae. — Trilolii Iberici. Gummi Arabicum. Herba Absynth. — Malvae. — Menthae crispae. Lichen Islandicus. Liquor acid. Halleri. Manna Calabrina.</p>	<p>Aufgelöster Essigsaurer Ammoniak — Weinsäure. Eintinder Brand. Zerap. Schwefel-Kleister. Kampfer. Eisendistillat. Eisengende. Achtelsaure Magnesia. Einfaches Weinsäure. Schwartz. Bittersüßholz. Cerasinwachs. Wilsentkraut. } Extrakt. Weinwurz. } Pöwenzahn. Dioctenlangschicht. (Wiste) Wittertee. } (tee. Arabisches Gummi, Pulver. Wermuth. Wasserd. } Kraut. Krautentzunge. Isländisches Moos. Hallersche Säure. Eweme Manna.</p>	<p>Mucos Amomae. — Hadrugyri mlii. Nitas lixiva. Oleum Therebinthinae. Oxidulum sibi hydrosulfuratum aurant. — — rubrum. Oximet simplex. — Squillae. Pulv. Chantariidum. — Chinae fuscae. — — regiae. — Limariae ferri. — Liquiritiae. — Salep. Rad. acori. — Bardanae. — Gentiana. — Graminis. — Liquiritiae. — Salep. — Taraxaci. — Valeriana Silvestris. Rosh Sambuch. — Junperi. Species Altherae. Semina Canae. Spir. Saponis. Sulfas semi purus. — Lixiva. — Sodae. Sulfar depuratum. Sulfacetum hydrargyri subatum. Tartar. lixivae scdulus depuratus. (Cemom tartari). Tinctura amara. Calmaf. Versäßtes Quecksilber. Crecentinöl. Serpentinöl. Goldschwefel. Mineralischer Armes. Einfaches Sauerhönig. Wergwibhönig. Spanische Fliesen, Pulver. Reines braunes Bitterstein. } Pul. — Kalksteinbitterstein } — Eisenstein } — Süßholzweins } — Salpêtre } Salmus. } Mittler } Cajanus } Wurzel. Gras. } Erdholz. } Salp. } Löwenjahn. } Waldran. } Hunderbeere } Schwefelbeere } Galle. Eibisch, Beize. } Turmsamen. } Eisenstein. } Reines schwefelsaures Eisen. } — Doppelsalt. } — Glaubersalt. } Crementirter Schwefel. } Eisensteinwurz. } Weißsteinwurz. }</p>

Mindestausstattung der Hausapotheke eines Landarztes zu Anfang des 19. Jahrhunderts
(Foto: Stiftsarchiv der Propstei Eisgarn)

13) SAPE, Gedenkbuch der Propstei, tom. II/49.

scher und Bäcker und veterinärpolizeiliche Aufgaben. Seine Einkünfte dürften wegen der geringen Größe seines Sprengels und der Armut der Bevölkerung eher bescheiden gewesen sein. In Anbetracht dieser Tatsache gewährte ihm der sozial denkende Propst Achaz ein Naturaldeputat von der Propstei zur kostenlosen Behandlung der Armen. Arnberger war auch verpflichtet, eine Hausapotheke zu halten. Die Wirksamkeit der meisten für den Notfall vorgeschriebenen Medikamente erscheint nach heutigem Wissen allerdings eher zweifelhaft. In den Akten der Propsteiherrschaft finden sich über das Wirken Arnbergers folgende Vermerke:

1833 gibt Arnberger bei der Propsteiherrschaft zu Protokoll, daß im Vordorf Eisgarn an „*epidemischem Nervenfieber* [= Typhus] 9 Individuen zur gleichen Zeit bettlägrig“ wurden. Die Propstei erstattet vorschriftsmäßig Anzeige an den Districts-Physicus (= Kreisarzt) Dr. Baumgartner in Waidhofen/Thaya.¹⁴⁾

1834 stellt die Propsteiherrschaft fest, daß der öffentliche „*Fleisch und Brod Verkauf*“ der Sanitätsbeschau des hiesigen Wundarztes A. Arnberger unterliegt.¹⁵⁾

1841 schreibt das Kreisamt Krems an die Propstei: „*Über Antrag des Phisikates Waidhofen, der Herrschaft Eisgarn und der Pfarre Eggern wird die Schutzpockenimpfung in der Pfarre Eggern dem Wundarzte Anton Arnberger zu Eisgarn für die Zukunft übertragen.*“¹⁶⁾

1842 erfahren wir aus dem Impfungsausweis Näheres: die Bevölkerung seines impfärztlichen Districtes betrug 1066 Einwohner; geimpft wurden 29 Kinder (26 mit flüssigem, 3 mit trockenem Impfstoff), 3 Kinder wurden nicht geimpft.¹⁷⁾

1845 wurde Arnberger vom Eisgarner Schulmeister Joseph Appel wegen unterlassener Hilfeleistung angezeigt. Der Wundarzt wurde nachts zur kranken Schulmeistersgattin gerufen, folgte dem Ruf aber nicht, sondern ließ der Schulmeisterin die Empfehlung überbringen, sie möge sich die Letzte Ölung spenden lassen! Darüber kam es in der Propstei zu einer Gerichtsverhandlung mit folgendem Ausgang: Arnberger ist schuldig, seine ärztliche Pflicht vernachlässigt zu haben. Die Hohe Obrigkeit eröffnet ihm das besondere Mißfallen und verwirft ihn. Im Wiederholungsfalle würden ihm seine Naturalbezüge, die er zur kostenlosen Behandlung der Armen beziehe, gestrichen!¹⁸⁾

1846 wird Arnberger von der Herrschaft Litschau angeklagt, einen Totenbeschauzettel ohne vorherige Beschau ausgestellt zu haben.¹⁹⁾ Nach genauer Prüfung des Sachverhaltes wird er von der Propsteiherrschaft freigesprochen. Allerdings dürfte Arnberger, nach den sehr schematischen Eintragungen der Sterbematriken zu schließen, die Totenbeschau im allgemeinen doch nur sehr oberflächlich vorgenommen haben.

1849 erstattet Arnberger bei der Propsteiherrschaft die Anzeige, daß in zwei Häusern in Eisgarn eine Viehseuche ausgebrochen sei.²⁰⁾ Mit der Aufhebung der Grundherrschaften und der Errichtung der Bezirkshauptmannschaften in den Jahren 1848 bis 1851 endet auch die politische Verwaltungstätigkeit der Propstei und ihre Verantwortung für das Gesundheitswesen.

¹⁴⁾ SAPE, Reg. Acten XIII, fasc. 14.

¹⁵⁾ SAPE, Reg. Acten XIII, fasc. 15.

¹⁶⁾ SAPE, Reg. Acten XIII, fasc. 15.

¹⁷⁾ SAPE, Reg. Acten XIII, fasc. 30.

¹⁸⁾ SAPE, Reg. Acten XIII, fasc. 30.

¹⁹⁾ SAPE, X/109.

²⁰⁾ SAPE, Reg. Acten XIII, fasc. 30.

3. Von der Aufhebung der Grundherrschaft bis zur Gegenwart

1851 heiratet der 51jährige ledige Wund- und Geburtsarzt Arnberger in Eisgarn 10 die 37jährige ledige Katharina Kaindl, Dienstmagd in Eisgarn 10. Trauzeuge ist der Wund- und Geburtsarzt von Litschau, Benedict Eigl. Arnberger übte seine Praxis in Eisgarn bis zu seinem Tod im Jahre 1867 aus.²¹⁾

Der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgte Aufschwung der Naturwissenschaften brachte auch gewaltige Errungenschaften der Medizin mit sich, die als bekannt vorausgesetzt und hier nur pauschal erwähnt werden. Stellvertretend für die weltbekannte Wiener Medizinische Schule seien lediglich zwei Namen genannt: Ignaz Semmelweis und Theodor von Billroth, Pioniere auf dem Gebiet der modernen Hygiene und Chirurgie. Den neuen Verhältnissen Rechnung tragend wurde 1870 das „Reichssanitätsgesetz“ beschlossen, eine in den Grundzügen bis heute gültige gesetzliche Regelung des öffentlichen Sanitätswesens. Mit diesem Gesetz wurden auch die Begriffe des Gemeindearztes und der Sanitätsgemeindegruppe festgelegt.

Eisgarn erhielt eine Gemeindearztstelle. Die Sanitätsgemeindegruppe umfaßte die damaligen Gemeinden Eisgarn, Eggern, Groß Radischen, Hirschenschlag, Leopoldsdorf, Reingers und Reinberg-Litschau mit einer Fläche von rund 48 km². Die Kontakte zwischen Arzt und Propstei beschränkten sich nunmehr auf die Übergabe der Totenbeschauzettel, sofern nicht durch persönliche Beziehungen zwischen Arzt und Priester engere Kontakte bestanden. Eine aktenkundige Zusammenarbeit ist jedenfalls aus dem hiesigen Archiv nicht ersichtlich.

Von 1867 bis 1874 war Josef Eyermann Gemeindearzt in Eisgarn. Eyermann wurde 1841 in Wien, Alservorstadt, geboren, erhielt 1867 sein Arzt-Diplom und heiratete im selben Jahr Caroline Schweinzer, Tochter des Gastwirtes Karl Schweinzer in Eisgarn Nr. 51. 1874 geht Eyermann als Gemeindearzt nach Haindorf bei St. Pölten.²²⁾ Sein Nachfolger wurde Anton Stanzel, gebürtig aus Mähren, der teilweise in Wien studiert hatte. Von 1874 bis 1875 war er Gemeindearzt in Eisgarn.²³⁾ 1875 bis 1879 war die Gemeindearzt-Stelle nicht besetzt.

Von 1879 bis 1893 war Bernhard Schobrda (auch: Schawerda) Dipl.-Arzt in Eisgarn.²⁴⁾ 1893 bis 1898 war die Stelle wieder vakant. Von 1898 bis 1900 war Siegfried Mandl Gemeindearzt. Er stammte aus Müglitz in Mähren und hatte 1889 in Wien zum Dr. med. univ. promoviert. Nach 1900 war er praktischer Arzt in Wien.²⁵⁾ Von 1900 bis 1902 war Julius Zawischa Gemeindearzt. Er wurde 1873 in Zistersdorf geboren und hatte 1900 in Wien zum Dr. med. univ. promoviert. Später war er Gemeindearzt in Groß-Engersdorf bei Wolkersdorf.²⁶⁾

In der Folgezeit war die Arzt-Stelle in Eisgarn einige Jahre nicht besetzt und wurde aufgelöst. Erst in neuester Zeit, im Jahre 1985, eröffnete Dr. Gerald Ehrlich aus Litschau im

²¹⁾ SAPE, Liber copulatorum, tom. IV, fol. 92.

²²⁾ SAPE, Liber copulatorum, tom. IV, fol. 178 und fol. 185. Karton II/16. Medicinal-Schematismus (Wien 1874 und Wien 1893).

²³⁾ SAPE, Karton II/16. Medicinal-Schematismus (Wien 1880).

²⁴⁾ Österreichischer Medicinal-Schematismus (Wien 1880).

²⁵⁾ SAPE, Liber baptizatorum, tom. VII, fol. 233 und fol. 257. Karton II/16. Medicinal-Schematismus (Wien 1893).

²⁶⁾ SAPE, Buch VI/3.

hiesigen Gemeindehaus eine Zweit-Ordination. Dr. Ehrlich wurde 1954 in Wien geboren, promovierte 1979 in Wien zum Dr. med. univ., absolvierte dann seinen dreijährigen Turnus im Krankenhaus Waidhofen/Thaya und ist seit 1981 praktischer Arzt in Litschau. Dr. Ehrlich ist zusätzlich auch Rot-Kreuz-Arzt der Bezirkstelle Litschau des Roten Kreuzes.²⁷⁾

QUELLEN

Ungedruckte Quellen

Stiftsarchiv der Propstei Eisgarn (SAPE)
Niederösterreichisches Landesarchiv, Wien (NÖLA)
Klosterratsakten: Fasz. Eisgarn.
Universitätsarchiv, Wien
Medizinstudium-Kataloge (Mikrofilme).
Hauptprotokoll d. Rigorosen.
Mediz. Promotions-Protokoll.

Gedruckte Quellen

Ernst Fischer, Practischer Österreichischer Medicinal Schematismus (Wien 1896).
Josef Nader, Oesterreichischer Medizinal-Schematismus (Wien 1848f.).
Christian Ludwig Praetorius, Oesterreichischer Medicinal-Schematismus (Wien 1880f.).
SAPE, Sammlung der Kreisamtsdekrete und Circulare, 1770 bis 1848. Sammlung der St. Pöltner Consistorial-Currenden 1794 bis 1883.

LITERATUR

Kunst des Heilens. Aus der Geschichte der Medizin und Pharmazie. NÖ Landesausstellung Kartause Gaming (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 276, Wien 1991).
Erna Lesky, Die Wiener Medizinische Schule im 19. Jahrhundert (Graz-Köln 1978).
Erna Lesky, Meilensteine der Wiener Medizin (Wien 1981).
Karl Sablik, Medizin. In: NÖ Landesausstellung. Das Zeitalter Kaiser Franz Josephs. 1. Teil: Von der Revolution zur Gründerzeit 1848-1880 (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 147, Wien 1984) S. 432-440.
Elisabeth Schmuttermeyer, Josephinum — Medizinisch chirurgische Militärakademie. In: NÖ Landesausstellung. Österreich zur Zeit Kaiser Josephs II. (= Katalog des NÖ Landesmuseums NF 95, Wien 1980) S. 582-585.
Dies., Das allgemeine Krankenhaus. Ebenda S. 586-590.
Richard Toellner, Illustrierte Geschichte der Medizin. 6 Bände (Salzburg 1986).
Berthold Weinrich, Die Bader, Ärzte und Apotheker. In: Walter Pongratz/Hans Hakala (Hg.), Zwettl Niederösterreich. 1. Band: Die Kuenringerstadt (Zwettl-NÖ 1980) S. 446-469.
Ders., Dr. Carl Altmann und seine Bibliothek. In: Friedrich B. Polleroß (Hg.), Geschichte der Pfarre Altpölla 1132-1982 (Altpölla 1982) S. 281-285.
Ders., Bader, Chirurgen und Ärzte. In: Rupert Hauer/Walter Pongratz/Paula Tomaschek (Hg.), Heimatkunde des Bezirkes Gmünd (Gmünd 1986) S. 331-333.
Ders., Med. Rat Josef Schönbauer und seine medizinische Welt. In: Arbeitsberichte des Kultur- und Museumsvereines Thaya (1/2/3-1988) S. 332-334.
Ders., Niederösterreichische Ärztechronik. Geschichte der Medizin und der Mediziner Niederösterreichs. Unter Mitarbeit von Erwin Plöckinger (Wien 1991).

²⁷⁾ Persönliche Auskunft von Dr. Gerald Ehrlich.

Alte Mühlen in Zwettl

Zwettl, eine alte Stadt in der Mitte des Waldviertels, liegt an der Mündung des Flusses Zwettl in den Kamp und im Mittelpunkt mehrerer Verkehrswege. Schon im 12. Jahrhundert war es ein wichtiger Verkehrsknoten, und noch viel früher bestanden hier die Altstraßen Böhmensteig (Böhmensteig) und Polansteig.¹⁾

Der Name Zwettl kommt 1132 erstmals in einem Urkundenfragment vor und stammt vom slawischen Wort Svetla = Lichte (Lichtung).²⁾ Die Siedlung ist freilich weit älter und bestand wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert. Im Jahre 1200 erhielt diese bereits das Stadtrecht. Das Adelsgeschlecht der Kuenringer, das schon bald nach 1100 das heutige Stadtgebiet von Zwettl in Besitz nahm, hatte hier lange Zeit den größten Einfluß (Gründung des Zisterzienserklosters und wahrscheinlich auch der Burg-Kirchenanlage auf dem Propsteiberg unter dem Kuenringer Hadmar I.). Nach dem Tod von Hadmar II. traten die Söhne Hadmar III. und Heinrich I. die Herrschaft an. Sie erweiterten 1229 die Stadt um einen rechteckigen Platz (Neuer Markt) und befestigten den gesamten Stadtbereich mit einer Ringmauer. Es gab drei Haupttore, das Obere Tor (Weitraer Straße), das Oberhofer Tor (Straße nach Stift Zwettl und Allentsteig) und das Untere Tor bei der Kirche (Hauptbrücke über den Kamp).³⁾

Die Bürger der Stadt waren Handwerker und Bauern und als solche auch Selbstversorger. Zwettl war von der Stadtgründung im 12. Jahrhundert fast bis in unsere Zeit herauf eine Ackerbürgerstadt. Neben den typischen Gewerben spielte bei den Bürgern auch die Landwirtschaft eine beträchtliche Rolle. Der Charakter einer Ackerbürgerstadt läßt sich noch im 19. Jahrhundert sehr gut nachweisen. Von den 174 verzeichneten Häusern der Altstadt besaßen noch 73 Häuser angebaute Wirtschaftsgebäude und 42 Scheunen außerhalb der Stadt. Bei 53 Häusern findet man noch eine Anzahl von Acker- und Wiesenparzellen in den Stadtfeldern, wobei durchschnittlich drei bis vier Parzellen auf ein Haus fielen. Einzelne Ackerbürger besaßen allerdings 20, 22, 26, 30 und sogar 49 Parzellen in den Stadtfeldern. Heute gibt es in Zwettl nur mehr sechs Landwirte. Dazu kommen noch zwei in der KG Oberhof. Die landwirtschaftlichen Produkte wurden früher in der Stadt verarbeitet, so z. B. brauchte der Seiler im Hause Landstraße 30 (seit 1830 Ruthner) den Hanf für sein Gewerbe.⁴⁾

Zu den ältesten Handwerksbetrieben der Siedlung Zwettl, die sicher schon vor der Stadtwerdung bestanden, gehörte das Müllergewerbe, wie überhaupt der Beruf des Müllers neben dem Schmied zu den ältesten der Menschheit zählt. Schon in der Heiligen Schrift werden mehrmals Mühlsteine und das aus dem Mehl gewonnene Brot erwähnt. Von den Zwettler Mühlen wird die Perzlmühle (Propsteimühle), 1295 urkundlich genannt, als die älteste bezeichnet.⁵⁾ Die Obernhofmühle wird schon 1280 urkundlich erwähnt. Sie war

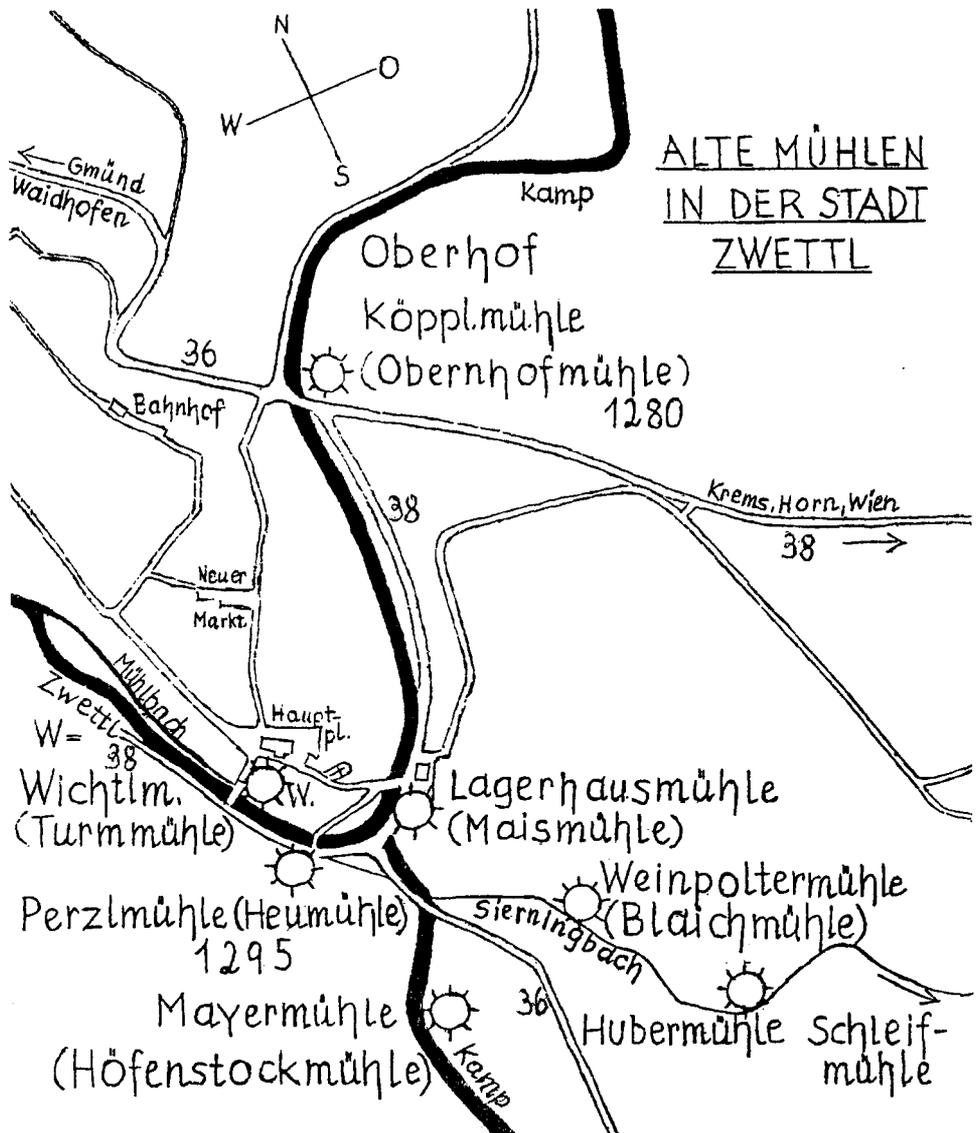
¹⁾ Johann Hermann, Zwettl als Verkehrsknoten. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl Niederösterreich, 1. Band: Die Kuenringerstadt (Zwettl 1980) S. 12 und 13.

²⁾ Walter Pongratz/Hans Hakala, Der Name. Ebenda S. 17.

³⁾ Walter Pongratz, Die Landnahme und die Besiedlung des Zwettler Raumes. Ebenda S. 39 und 40.
Walter Pongratz, Die Kuenringer als Stadtherren. Ebenda S. 46.

⁴⁾ Walter Pongratz, Zwettl als Ackerbürgerstadt. Ebenda S. 355-358.

⁵⁾ Geschichtliche Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt (= GB) 14, 1954 S. 130, und Ehrenfried Teufel, Das Bürgerspital. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ 1. Bd. (Zwettl 1980) S. 478.



Alte Mühlen in der Stadt Zwettl

aber die Mühle des oberen Hofes von Stift Zwettl und gehörte nicht zur Stadt. Durch ihre beherrschende Lage an Flußübergängen bzw. Durchzugsstraßen dürfte nicht nur die Perzlmühle (Hamböckbrücke, Gerungserstraße über die Steinwand), sondern auch die Waismühle, die spätere Lagerhausmühle (Syrnauer Brücke, Kremserstraße über den Galgenberg), zu den ältesten Zwettler Mühlen gehören. Im folgenden Bericht über die einzelnen Mühlen werden nur jene Müller genannt, die in den Meisterbüchern des Müllerhandwerkes (1. Buch 1657-1719, 2. Buch 1720-1830, 3. Buch 1831-1872) entweder als Meister, Eigentümer oder „Bstandtmüller“ aufscheinen.

Mühlen am Kamp

Die Mayermühle (Höfenstockmühle), Hauensteinerstraße 14 (früher Zwettl 84) am rechten Kampufer unterhalb der Propstei, ist nach der Gschwendtmühle die erste Mühle in Zwettl am Kamp flussabwärts. Sie wurde 1487 von der Propstei gestiftet und hieß Höfenstockmühl.⁶⁾ Jacob Tranler (Trantler) wird 1658 im 1. Meisterbuch des Müllerhandwerkes als „Bstandmaister“ bezeichnet. Im gleichen Jahr heiratete er in Zwettl Justina Pfistermaister, die Tochter des Stadtschreibers (Trauzeuger war Veit Prunner, Mühlherr der Obernhofmühle).⁷⁾ Nach Jacob Trantler werden im 1. Buch folgende Namen genannt: Mathiaß Neuschwandner, Paul Kropf, Michael Piterman, Gregor Poigenfürst, Thoma Lanzendorfer. Im 2. Buch werden nur Thomas Roitl, Johann Exenberger und Franz Pfühler erwähnt.⁸⁾ Thomas Roitl heiratete 1700 in Zwettl Regina Kahrl, eine Zwettler Bürgers-tochter.⁹⁾ Sein Vater Tobias Roitl war einige Jahrzehnte Müllermeister auf der Schleiffmühle. Der Sohn Thomas Roitl war mehrere Jahrzehnte Müllermeister und Eigentümer auf der Höfenstockmühle (Mayermühle). Im 3. Meisterbuch sind eingetragen: 1820 Anton



Mayermühle (Höfenstockmühle) mit Wehr

(Foto: Franz Strohmayer, Zwettl)

⁶⁾ Hans Hakala, Die Koppenzeil. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ, 2. Band: Die Gemeinde (Zwettl 1982) S. 684.

⁷⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch II/9a (1658).

⁸⁾ Stadtarchiv Zwettl (= StAZ), Andreas Johan Pauman, Maister Buech eines gantzen Ehrsamben Handtwercks der Müllner, Zöchmaister von Zwettl, Hs. 8/1/1657, Hs. 8/3/1789, 8/2+1827. Hier Hs. 8/1, S. 51 und 52, und Hs. 8/3, S. 55.

⁹⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch III/27 (1700).

Fürst und 1852 sein Sohn Franz Fürst.¹⁰⁾ Letzterer heiratete 1852 in Zwettl die Tochter eines Schwarzenauer Wundarztes.¹¹⁾

Weitere Besitzer waren 1882 Alois und Aloisia Weinpolter, 1906 Josef Riemer und Leopoldine Dallier (Riemermühle), 1930 Georg und Elfrieda Mayer, 1973 Dr. Georg Mayer, Dipl.-Ing. Herbert Mayer, Ingrid Seibert, Dipl.-Ing. Werner Mayer und Edeltraud Splechna.¹²⁾ Georg Mayer starb 1973 in Zwettl mit 71 Jahren (geb. in Znaim).¹³⁾

Am 10. Juni 1966 wurde die Mayermühle stillgelegt. Der Mühlbach und das Wehr sind noch vorhanden. Um die Jahrhundertwende (1900) gab es hier auch ein Sägewerk, eine Eingattersäge und später eine Zweigattersäge, die 1969 aufgelassen wurde. Außer dieser bestand noch ein Sägewerk auf der Lagerhausmühle und auf der Schleifmühle.¹⁴⁾

Die Lagerhausmühle (Maismühle, Maisenmühl, Griessmüll), früher Syrnau 1, auch am rechten Kampufer unterhalb der Mayermühle, befand sich schon früher an einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt gegenüber dem Unteren Tor und an der Hauptbrücke über den Kamp. Die ursprüngliche Holzbrücke lag etwas weiter nördlich bei der Johanneskapelle.

In einem Grundbuch von 1707 wurde die im Meisterbuch des Müllerhandwerkes als „Maisenmühl“ bezeichnete Mühle dort „Die Mühle auf der Insel“ genannt (Insel zwischen Kamp und Mühlbach). Der Mühlbach verlief ungefähr entlang der heutigen Syrnauer Straße zur Maismühle. Unterhalb der heutigen Syrnauerbrücke sind an der Stützmauer noch die Mündungen des früheren Mühlbaches und des Überlaufes sichtbar.¹⁵⁾

Der Name Griessmüll dürfte im 15. Jahrhundert üblich gewesen sein, da es in den Urkunden von 1483 und 1487 heißt, die „Griessmüll gegen unser lieben Frawen thor über gelegen“.¹⁶⁾ In den Meisterbüchern wird sie allerdings stets als „Maisenmühl“ oder „Meißmühl“ bezeichnet. Im 1. Buch werden genannt 1658 Melchior Pöll, Friderich Fieglmühlner, Mathias Schmalhardt, Paul Kropf, Mathies Wimber, Hannß Lucas, Jacob Wichtl, Partlme Mühlauer, Hannß Fischer, Jacob Fischer, 1685 Franz Albrecht Frädl, 1685 Hannß Tüchl, Johann Perger, Johanneß Hoffinger und Mathiaß Schuech. Jacob Wichtl¹⁷⁾, Sohn des Mathias Wichtl von Edenburg (Ödenburg), heiratete 1664 in Zwettl Maria, Tochter des Nicolai Praunsteiner, „Milners am Oberhof“ (s. auch Oberhofmühle!).¹⁸⁾ Im 2. Meisterbuch scheinen auf 1746 Johann Georg Perger, 1747 Franz Fieglmillner, Johann Michael Heintl, Johann Michael Fürst und 1807 Joseph Wöghuber. Im 3. Buch ist nur 1835 Joseph Weghuber eingetragen.¹⁹⁾

Joseph Weghuber, Sohn des Müllermeisters Georg Weghuber in Thaua, heiratete 1807 in Zwettl Anna Fürst, die Witwe seines Vorgängers Michael Fürst.²⁰⁾

1875 erwarben Anton und Barbara Weinpolter die Maismühle. Deshalb hieß sie kurze Zeit auch Weinpoltermühle. Im Jahre 1900 wurde sie durch Brand zerstört. Da Anton Wein-

¹⁰⁾ StAZ Hs. 8/2, S. 21.

¹¹⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch VI/143 (1852).

¹²⁾ Bezirksgericht Zwettl (= BG ZW) EZ Koppenzeil I/22.

¹³⁾ Archiv der Pfarre Zwettl, Sterbebuch XI/434 (1973).

¹⁴⁾ Mündliche Mitteilung der jetzigen Besitzer (1995).

¹⁵⁾ Mündliche Mitteilung von OSR Hans Hakala (1995).

¹⁶⁾ GB 7 (1903) S. 319.

¹⁷⁾ StAZ Hs. 8/1, S. 9 - II.

¹⁸⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch II/29a (1664).

¹⁹⁾ StAZ Hs. 8/3, S. 1 und 2.

²⁰⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch V/87 (1807).



Lagerhausmühle oder Maismühle: „Mühle auf der Insel“ (rechts)

(Repro: Werner Fröhlich, Zwettl)

polter 1912 starb, war seine Frau Barbara einige Jahre Alleinbesitzerin. 1917 erwarb Johann Waglechner die Mühle. Er stammte von Werschenschlag, Pfarre Brand, und heiratete 1918 in Zwettl Aloisia Krammer von Gradnitz. Die Besitzer hießen nun Johann und Aloisia Waglechner.²¹⁾

Die Maismühle scheint erst in Urkunden des 14. Jahrhunderts auf, obwohl sie sicher zu den ältesten Mühlen gehört und Walter Pongratz diese im Zwettler Heimatbuch sogar als die „älteste Stadtmühle“ bezeichnet. Im Mühlenverzeichnis des 17. Jahrhunderts wird sie als fünfgängig beschrieben und konnte täglich 3 Mut 17 Metzen Getreide vermahlen.²²⁾ 1925 kaufte die Landwirtschaftliche Genossenschaft Zwettl die frühere Maismühle. Das angeschlossene Sägewerk blieb aber nur bis 1957 in Betrieb. Ab 1976 hieß der Besitzer Raiffeisen-Lagerhaus (Namensänderung).²³⁾ Die Lagerhausmühle war jedoch jene, die sich in Zwettl am längsten hielt. Sie wurde erst am 31. Oktober 1985 geschlossen. Die Engstellen im Zentrum der Stadt waren dem heutigen Straßenverkehr nicht mehr gewachsen. Deshalb mußte die Mühle diesem geopfert werden. Sie wurde im Frühjahr 1986 abgetragen, und an ihrer Stelle entstand eine bessere Stadtdurchfahrt für die Bundesstraßen 38 und 36. Von der ehemaligen Mühle ist nur mehr das Wehr erhalten.²⁴⁾

²¹⁾ StAZ Hs. 8/2, S. 1 und BG ZW, EZ II/198.

²²⁾ Walter Pongratz, Alte Gewerbebetriebe in Zwettl. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ, I. Bd. (Zwettl 1980) S. 359.

²³⁾ BG ZW II/EZ 198.

²⁴⁾ Telefonische Mitteilung vom Raiffeisen-Lagerhaus Zwettl (März 1995).

Die Köpplmühle (Oberhofmühle), Oberhof 1, wurde bereits im Heft 1/1994 „Das Waldviertel“ S. 21 und 22 ausführlich beschrieben und wird hier deshalb nur kurz erwähnt. Da sie schon im ältesten Gültbuch des Abtes Ebro von Stift Zwettl 1280 als „Mühle in Oberhove“ aufscheint, wäre sie eigentlich die urkundlich älteste Mühle von Zwettl.²⁵⁾ Aber der Ortsteil Oberhof gehörte damals zu Stift Zwettl und ist heute noch eine eigene Katastralgemeinde. Gegenüber dem Institut der Schulschwestern ist am Kamp heute noch die Fischereigrenze zwischen Stadt und Stift Zwettl, und 1898 war die offizielle Bezeichnung der heutigen Privatschule: Institut der Schulschwestern zu Oberhof-Zwettl.²⁶⁾

Die Köpplmühle liegt wie die Mayermühle und die ehemalige Lagerhausmühle auch am rechten Kampufer. In der Nähe des Institutes der Schulschwestern gab es vor der Kampregulierung, noch zur Stadt Zwettl gehörend, die „Bürgermeisterlacke“ des Kampflusses. Nur der Bürgermeister allein hatte hier das Recht zu fischen. Am Ende der „Bürgermeisterlacke“ war ein Wehr (Stau aus Steinen). Von dort führte der Mühlbach zur Köpplmühle. Von 1803 bis 1919 war diese Mühle im Besitz der Familien Köppl, daher der Name, der sich bis heute erhielt. Der Mühlenbetrieb wurde 1974 eingestellt. Vor dem Bau der großen Kampbrücke gab es außer einer viel kleineren über den Kamp noch zwei Brücken — eine über den Mühlbach und eine über den Überlauf.²⁷⁾ Der jetzige Besitzer, der Autounternehmer Gerold Kerschbaum, ließ das Gebäude sehr schön renovieren, und es ist heute ein Schmuckstück der Katastralgemeinde Oberhof.



Oberhofmühle: heutiger Zustand
(Foto: Werner Fröhlich, Zwettl)

²⁵⁾ GB 14 (1954) S. 170 und 171.

²⁶⁾ GB 9 (1911) S. 339.

²⁷⁾ Mündliche Mitteilungen von OSR Hans Hakala (1995).

Mühlen an der Zwettl

Die Wichtlmühle (Thurmmühl, Thurnmühl, Gruebmühl) am linken Ufer der Zwettl gehörte besonders in den letzten hundert Jahren (1884 bis 1977) zu den bedeutendsten Zwettler Mühlen. Die Gruebmühl wird in beiden Stiftungsurkunden der Propstei von 1483 und 1487 erwähnt. 1483 heißt es dort „...und die Gruebmühl bei der Brühl“.²⁸⁾ Schon 1332 stiftete Konrad der Alte von Weitra für die Siechen und Armen im Spital den jährlichen Dienst von der Pest- oder Badstube beim Stanesser Tor. Das Stanesser Tor bestand bei der Wichtlmühle gegen den Zwettlbach zu und außer demselben lag die Badstube. Das Tor wurde im 15. Jahrhundert vermauert und in einen Turm umgewandelt, in welchen die Thurmmühle eingebaut wurde.²⁹⁾ Damit hatte Zwettl zum erstenmal eine Mühle innerhalb der Stadt. Dies war besonders bei Belagerungen in Kriegszeiten wichtig. Für die Bevölkerung bestand aber ein Durchgang (Fußweg) durch den Turm. Später gab es auch einen Steg über die Zwettl (Röhrensteg mit den Rohren der ältesten Zwettler Wasserleitung aus der Brühl, seit 1870 in eisernen Rohren, vorher in hölzernen). Der Name Thurmmühle dürfte sich erst Anfang des 16. Jahrhunderts durchgesetzt haben. Diese Mühle überdauerte mehrere Jahrhunderte. Sie wurde 1884 abgetragen, und bald darauf verschwand auch das niedere Tor. Vorher waren schon 1857 das Oberhofer Tor und 1868 das Weitraer Tor abgerissen worden.³⁰⁾

Im 1. Meisterbuch des Müllerhandwerkes sind eingetragen 1658 Jacob Pierpamb, nachher Bartholome Millauer und Jakob Praunstein. Im 2. Buch scheinen Johannes Grillendorfer, 1763 Michael Pfändler, 1765 Andre Kittenberger und 1789 Joseph Kittenberger auf.³¹⁾ Andreas Kittenberger, Sohn des Bernhard Kittenberger auf der Dietharts-Mühl (Rappottenstein — Roiten) heiratete 1764 Catharina Schiller aus der Syrnau (Zwettl).³²⁾ Sein Sohn Joseph Kittenberger war wie sein Vater Andreas Müllermeister auf der Thurmmühl. Joseph Kittenberger heiratete 1738 Johanna Thaler von Dorf Rosenau.³³⁾ Im 3. Buch sind verzeichnet 1835 Joseph Pöhn und 1852 Michael Bauer.³⁴⁾ Joseph Penn (Pöhn), Sohn des Christian Penn, Müllermeister auf Bibernmühl, heiratete 1834 Anna Maria Kittenberger, Tochter des Joseph Kittenberger, Müllermeister, Stadt Zwettl 26 (Thurmmühle).³⁵⁾ Hier finden wir wieder, daß die den Bauern gegenüber mehr begüterten Müllersöhne und Müllerstöchter öfter innerhalb ihres Berufsstandes heirateten. Manchmal heirateten auch Müllermeister von auswärts Zwettler Müllerswitwen (s. Lagerhausmühle, Perzlmühle, Schleifmühle!). Die Thurmmühle wurde ursprünglich durch vier unterschlächtige Wasserräder betrieben.

1884 übernahm der aus Hirschstetten stammende Alois Wichtl die Thurmmühle. Nach seinen Plänen wurde nahe der Zwettl außerhalb der alten eine neue Mühle gebaut und nachher die alte Thurmmühle niedergedrückt. Zwischen 1884 und 1887 erfolgte in der neuen

²⁸⁾ GB 7 (1903) S. 319 und Walter Pongratz/Wolfgang Katzenschlager, Die Gründung der Propstei. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ, 1. Bd. (Zwettl 1980) S. 188.

²⁹⁾ GB 14 (1954) S. 131.

³⁰⁾ Wolfgang Katzenschlager, Die Anlage der Stadt und ihre Befestigung. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ, 1. Bd. (Zwettl 1980) S. 294 und 296.

³¹⁾ StAZ Hs. 8/1 S. 127 und 8/3 S. 116.

³²⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch III/456 (1764).

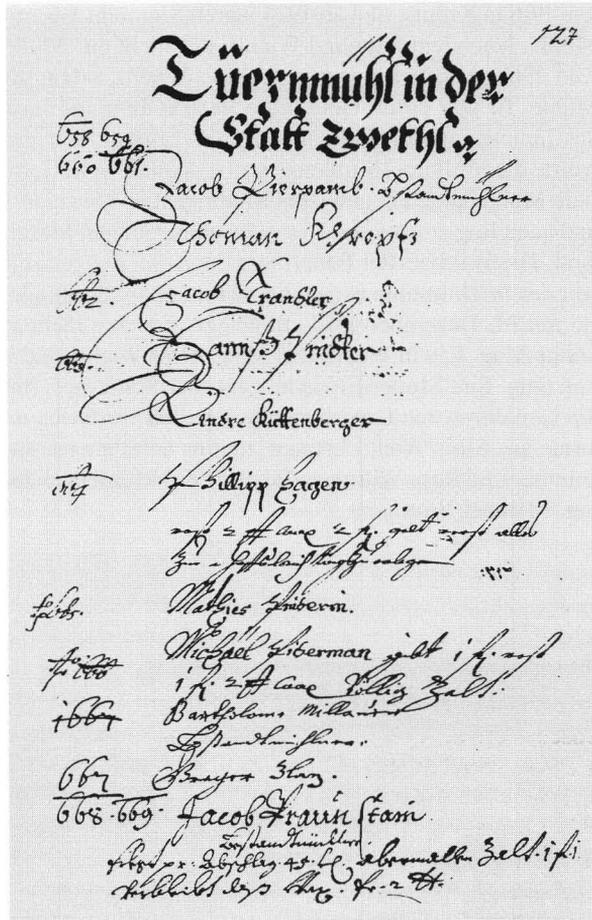
³³⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch V/9 (1788).

³⁴⁾ StAZ Hs. 8/2, S. 67.

³⁵⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch VI/17 (1834).

großen Mühle der Einbau der ersten Wasserturbine im Umkreis (noch vor dem E-Werk). Alois Wichtl war hier der erste gelernte Weizenmüller des zentralen Waldviertels. Die Wichtlmühle war damals die einzige Weizenmühle im politischen Bezirk Zwettl. Alois Wichtl gehörte auch zu jenen fortschrittlichen Zwettlern, die sich ab 1891 für eine elektrische Beleuchtungsanlage interessierten. 1892 gründete er mit einigen Zwettler Freunden, darunter Franz Forstreiter (Bürgermeister), Franz Beydi, Josef Köppl, Josef Fürst, Karl Schwarz, Josef Traxler usw., ein „Vorbereitendes Comité“, aus dem 1894 die Zwettler Elektrizitäts-Genossenschaft entstand (ZEG). Alois Wichtl wurde als erster Obmann gewählt und verblieb in diesem Amt bis zu seinem Tod. Er fuhr nach Deutschland, besichtigte dort das erste Wechselstromkraftwerk im deutschsprachigen Raum und kehrte voller Ideen nach Zwettl zurück. Das Zwettler Wechselstromkraftwerk war das erste in der öster-

reichisch-ungarischen Monarchie. Leider erlebte Alois Wichtl die Verwirklichung dieses Werkes nicht mehr. Er starb 1896 mit 44 Jahren an Gehirnschlag.³⁶⁾ Sein Nachfolger wurde Braumeister Karl Schwarz. Das E-Werk wurde 1897 vollendet (feierliche Schlusssteinlegung im Jänner 1898). Das Werk ist heute noch in Betrieb und erzeugt jährlich durchschnittlich 600 000 kWh Strom.³⁷⁾ Die Besitzer der Wichtlmühle waren ab 1887 Alois und Amalia Wichtl und ab 1897, nach dem Tod von Alois Wichtl, seine Frau Amalia, geborene Pilz, Müllerstochter von Stift Zwettl, die er 1887 geheiratet hatte. Der Sohn Sigmund Wichtl führte ab 1907 die Mülerei weiter und übernahm 1914 den gesamten Besitz. Er besuchte schon nach dem Tod seines Vaters die Müllerakademie in Worms am Rhein, heira-

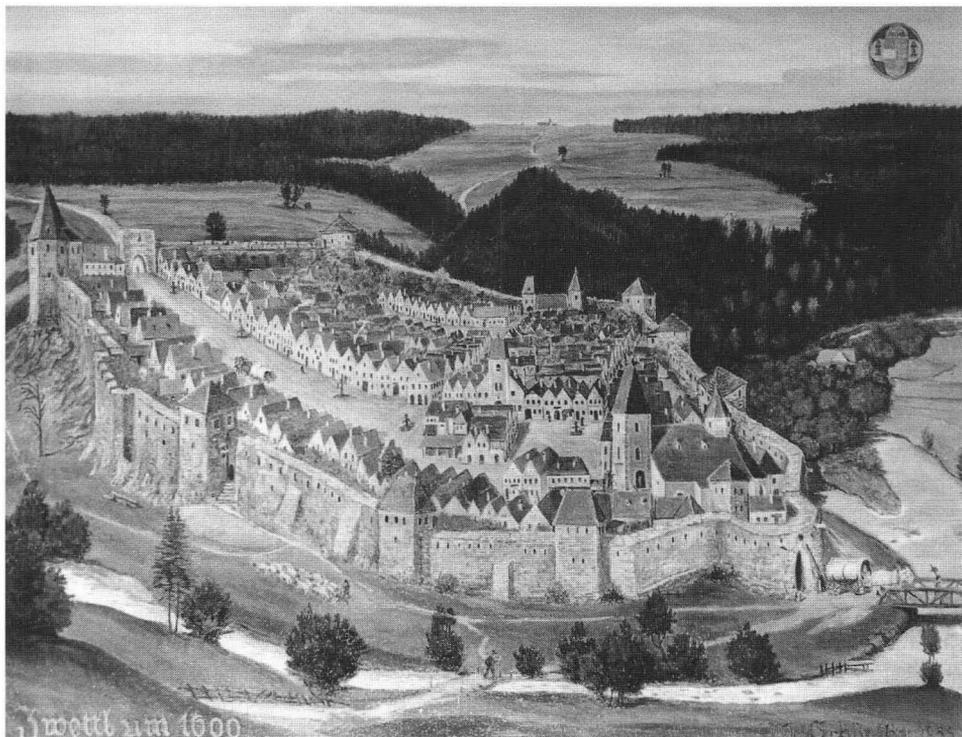


Erstes Meisterbuch des Müllerhandwerks
(Repro: Stadtarchiv Zwettl)

³⁶⁾ Josef Leutgeb, Die ZEG — das erste Wechselstromwerk Österreich-Ungarns. Pioniertat weitblickender Zwettler Bürger. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ, 1. Bd. (Zwettl 1980) S. 379 und 380, und schriftliche Aufzeichnungen von Alois und Elfriede Wichtl (1980).

³⁷⁾ Ebenda S. 386

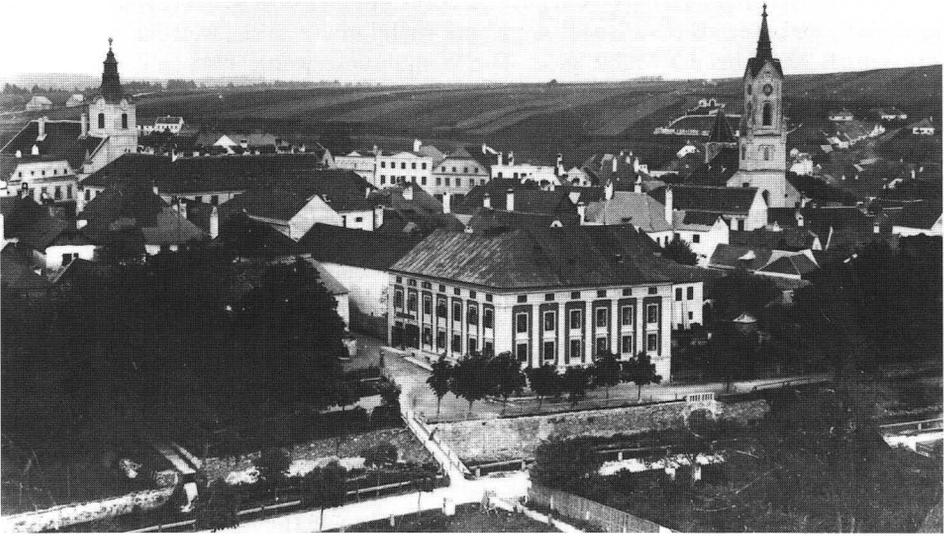
tete 1916 in Krems, und ab 1924 waren Sigmund Wichtl und seine Frau Maria Besitzer der Mühle. Nachdem Sigmund Wichtl, der nicht nur Müllermeister, sondern auch Kaufmann war, 1961 gestorben war, wurde Alois Wichtl, schon seit 1949 Müllermeister, Besitzer der Mühle. Er war durch viele Jahre Bezirks-Innungsmeister (von etwa 1971 - 1978) und Landes-Innungsmeister-Stellvertreter der Müller. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Müllerei (Mühlengewerbe) ständig vom Getreide-Wirtschaftsverband überprüft. Jede Mühle hatte ein gewisses Kontingent an Getreide zur Vermahlung. Es kamen Weizen und auch Roggen aus den Getreideanbaugebieten Marchfeld, Tullnerfeld und dem Burgenland. Die Waldviertler Bauern brachten den Roggen selbst zur Mühle. Die Leistungsfähigkeit der Wichtlmühle betrug ca. 5 Tonnen in 24 Stunden. Nach dem Mühlengesetz wurde sie mit 31. Dezember 1977 stillgelegt. Es hätte nicht an Nachfolgern gefehlt. Die beiden Söhne Mag. Erwin Wichtl und Mag. Alois Wichtl sind in der Wirtschaft in leitender Funktion tätig. Ihre Mutter Elfriede, geborene Schrempf, stammt aus Mitterbach bei Mariazell. Sie kam durch den Landdienst im Zweiten Weltkrieg nach Zwettl ins Büro der ZEG. Dort lernte sie Alois Wichtl kennen, und er heiratete sie nach dem Krieg. Von 1983 an waren Günther und Rosa Wittmann Besitzer des Mühlengebäudes, und seit 1992 ist es deren Sohn Ing. Michael Wittmann.³⁸⁾



Zwettl um 1600: Turmmühle beim dritten Turm von links

(Repro: Werner Fröhlich, Zwettl)

³⁸⁾ Schriftliche Aufzeichnungen und mündliche Mitteilungen von Alois Wichtl (ehemaliger Müllermeister) und seiner Frau sowie BG ZW EZ 808, Mahlmühle Nr. 169 (1995).



Wichtlmühle (Turmmühle) mit Röhrensteg für Wasserleitung. Die Wichtlbrücke wurde erst 1907 errichtet.

(Foto: Franz Strohmayer, Zwettl)



Aufschrift beim Schaltwerk Wichtl der EVN

(Foto: Franz Strohmayer, Zwettl)

Von der Wichtlmühle ist noch ein gut erhaltener Mühlbach zu sehen (in den Überlauf abgeleitet), und es erinnert auch noch der Name Wichtlbrücke an sie, weil der erste Transformator (E-Werk) bei der Mühle stand. Die Wichtlbrücke wurde 1908 an der Stelle des Röhrensteges errichtet und 1977 als Stahlbetonbrücke gebaut. Bei der Sanierung der Kuenringerstraße vor ca. 30 Jahren wurden noch Pfosten vom ehemaligen Zulauf des Mühlbaches zu den Wasserrädern gefunden. Ein Sgraffito am Schaltwerk der EVN gegenüber der Wichtlmühle in der Gerungserstraße trägt die Aufschrift: Newag — Schaltwerk — Wichtl 1960; 1894- 1955 versorgte die ZEG Zwettl und die Umgebung mit Strom.

Die Perzlmühle (Propsteimühle, Heumühle) am rechten Ufer der Zwettl wird als älteste Mühle der Stadt bezeichnet. Dies ist insofern richtig, weil sie als erste 1295 genannt wird. In der Urkunde heißt es: „1295 Juni 19, Zwettl, Leutold I. von Kuenring verleiht dem Leopold Müller zu Zwettl ein Grundstück am Zwettlfluß und beauftragt ihn, dort eine Mühle zu erbauen und die alljährlich hiervon zu entrichtende Burgrechts-Abgabe, jeweils am Michaelstag an das Spital in Zwettl abzuliefern.“³⁹⁾ Wenn auch die Maismühle, die spätere Lagerhausmühle, erst viel später urkundlich genannt wird, dürfte sie, wie schon erwähnt, ebenfalls sehr alt sein, und sie wird manchmal auch als älteste Stadtmühle bezeichnet.⁴⁰⁾ Ein Bruder des Propstes Zenonian des Älteren (1545- 1560) besaß die Heumühle (Familienbesitz). In der Stiftungsurkunde der Propstei vom 13. Dezember 1487 werden drei Mühlen erwähnt, die Heymüll (Perzlmühle), die Griessmül (Lagerhausmühle) und die Gruebmill (Wichtlmühle).⁴¹⁾ Im 1. Meisterbuch des Müllerhandwerkes scheint 1658 Karl Roidl als 1. Bstandtmüller auf, und nachher folgen Zachariaß Strapler, Adam Äßinger, Paul Kittenberger, 1672 Paul Miedler, 1689 Wolfgang Prugmüller und 1695 Tobiaß Strappler.⁴²⁾ 1674 heiratete Paul Miedler, auf der Heumühl an der Zwettl, Eva Rosina Aumilner von Friedersbach.⁴³⁾ Im 2. Meisterbuch sind eingetragen 1747 Josef Lee, 1749 Mathias Fürst und 1805 Anton Fürst. Im 3. Buch sind verzeichnet 1829 Anton Grüner und 1837 Christian Pertzl (Perzlmühle)⁴⁴⁾, beide als Meister und Besitzer. 1836 heiratete der aus Mitterschlag, Pfarre Langschlag, stammende Müllermeister Christian Perzl die hinterlassene Witwe seines Vorgängers Anton Grüner namens Elisabeth. Nach deren Tod heiratete er 1846 Waldburga Fürst, Tochter des Müllermeisters Anton Fürst (s. Höfenstockmühle bzw. Mayermühle!).⁴⁵⁾ Am 17. Juni 1867 brannte die Perzlmühle ab. Perzl selbst war in Wien, und ehe Hilfe kam, stand die Mühle in Flammen. Auch das Haus des Paul Eberl, Koppenzeile 17, wurde ein Opfer dieses Brandes.⁴⁶⁾ Die Stadtgemeinde kaufte die Brandstätte und ließ dort zwei Zinshäuser erbauen, die sie 1898 (Regierungsjubiläum von Kaiser Franz Josef I.) dem Bürgerspital schenkte.⁴⁷⁾ 1921 erwarben Franz und Rosa Kousek vom Bürgerspital das Zinshaus der ehemaligen Perzlmühle, heute Parkgasse Nr. 1. Weitere

³⁹⁾ Ehrenfried Teufl, Das Bürgerspital. In: Zwettl NÖ, 1. Bd. (Zwettl 1980) S. 478.

⁴⁰⁾ Pongratz, Alte Gewerbebetriebe (wie Anm. 22) S. 359.

⁴¹⁾ Pongratz/Katzenschlager, Propstei (wie Anm. 28) S. 188.

⁴²⁾ StAZ Hs. 8/1, S. 123 und 124.

⁴³⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch II/85a (1674).

⁴⁴⁾ StAZ Hs. 8/3, S. 115 und 8/2, S. 65.

⁴⁵⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch VI/29 (1836) und Trauungsbuch VI/97 (1846).

⁴⁶⁾ Stadtarchiv Zwettl, Karton 68/251 (1867).

⁴⁷⁾ Ebenda, Chronik von Weigelsberger und Hans Hakala, Die KG Koppenzeil. In: Walter Pongratz/Hans Hakala, Zwettl NÖ, 2. Bd. (Zwettl 1982) S. 683.

Besitzer waren 1932 Franz und Brigitta Kousek, 1933 Johann und Maria Bischinger, 1951 Maria Helmreich und seit 1996 ist ihr Sohn Herbert Eigentümer.⁴⁸⁾ Die benachbarte Hamböckbrücke hieß bis 1927 Perzlbrücke (benannt nach der Perzlmühle bzw. nach dem letzten Müllermeister). Von der ehemaligen Perzlmühle ist heute nur mehr der Name vorhanden. Wie bei der Wichtlmühle wurden in den 70er Jahren beim Kanalbau in der Gerungser Straße Pfosten vom Zufluss des ehemaligen Mühlbaches der Perzlmühle gefunden.⁴⁹⁾ Es gibt aber in der Umgebung, in der Nähe von Schloß Rosenau, noch eine Perzlmühle, von der nicht nur der Name, sondern auch das Gebäude erhalten geblieben ist, und es besteht der Plan, es stilgerecht erneuern zu lassen. Johann Prinz, Messerschmied in Zwettl, der Schwiegervater der jetzigen Besitzerin, baute hierfür bereits ein sehr schönes neues hölzernes Wasserrad. Der vorletzte Besitzer dieser Mühle, Josef Pertzl, stammte aus Marharts, Pfarre Großgerungs, und war ein Onkel des heutigen Hausbesitzers in Marharts. Wahrscheinlich war auch der Zwettler Müllermeister Perzl mit diesem verwandt.



Schild an der Stelle der Perzlmühle oder Heumühle, abgebrannt 1867

(Foto: Franz Strohmayer, Zwettl)

Mühlen am Sierningbach

Die Weinpoldermühle (Blaichmühle) liegt fast am Ende des Blaichgrabens, nahe der Brauerei und der Mündung des Sierningbaches in den Kamp, heute Wasserleitungsstraße 10, früher Syrnau 66. Es sprechen mehrere Gründe dafür, daß auch sie zu den älteren Mühlen gehört.

⁴⁸⁾ BG ZW EZ VIII/928.

⁴⁹⁾ Mündliche Mitteilung des ehemaligen Müllermeisters Alois Wichtl (1995).

Im 1. Meisterbuch sind ab 1658 Jacob Tranler und Jacob Pierpaumb eingetragen. Im 2. Buch scheinen 1762 Michael Langthaller und 1765 Joseph Schuch auf. Im 3. Buch sind 1800 Peter Leander, 1847 Johann Pitzal und 1850 Anton Weinpolder eingetragen.⁵⁰⁾ Joseph Schuch, 1765 Eigentümer dieser Mühle, stammte von Klein Otten und heiratete 1770 Maria Roidner von Werschenschlag bei Brand. 1792 heiratete Peter Leander, Zwettl 26 (Wichtlmühle), Eleonora Schönbauer, „Müllner-Maisters Tochter“, Syrnau 22 (Mayermühle).⁵¹⁾ 1800 war Peter Leander bereits Meister und Besitzer der Bleichmühle. Von 1850 an bis 1919 hießen alle Besitzer Weinpolder (Weinpoldermühle). Anton Weinpolder starb 1880.⁵²⁾ Weitere Besitzer waren 1882 Anna Weinpolder, 1887 Johann und Anna Weinpolder. Letzterer heiratete in diesem Jahr die Zwettler Kaufmannstochter Anna Nowatzi.⁵³⁾ 1892 folgten Johann und Marianna Weinpolder als Besitzer und 1919 Johann und Maria Weinpolder. Ab 1919 besaßen die Mühle Franz und Anna Fröschl, 1929 Heinrich und Johann Schwarz, 1931 Karl Schwarz (Brauerei), 1939 Maria Preiß, 1950 Josef und Maria Preiß, und seit 1980 sind Gottfried und Eleonore Preiß die Besitzer.⁵⁴⁾ Die Mühle hatte früher ein oberschlächtiges Wasserrad. Die Öffnung für das Zulaufrohr vom Mühlbach ist noch sichtbar. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es zwei Brände. Bei der Errichtung einer Scheune im Jahr 1956 wurde ein angekohelter Tram (riesiger Holzbalken) mit der Jahreszahl 1860 gefunden, wahrscheinlich von einem der beiden Brände in den Jahren 1883 oder 1895 stammend.⁵⁵⁾ Die Mühle wurde 1926 stillgelegt. Nachher betrieb man nur mehr die Landwirtschaft.⁵⁶⁾

Die Hubermühle liegt ziemlich in der Mitte des Bleichgrabens, früher Syrnau 87, heute Wasserleitungsstraße 12. Hier war früher keine Mühle, sondern eine Tuchwalke. 1499 gibt Kaspar von Rogendorf im Tauschweg für einen Hof „bey dem Nenndeins“ (Endlas bei Ottenschlag) dem Stift Zwettl „Gülte und dem Stampf im Bleichgraben“ bei der Stadt Zwettl.⁵⁷⁾ Es war also eine „Walkstampfe“ oder „Tuchwalke“ wie in der Nähe der Oberhofmühle (Köpplmühle). Beide und noch eine dritte in der Nähe der Schleifmühle stellten das Tuch (Loden) für die Tuchmacher der Stadt her und waren deshalb sehr wichtig. Daher kommt auch der Name Bleichgraben. Manches Tuch oder auch Leinen wurde hier gebleicht. Die Anfänge einer Mühle gab es wahrscheinlich erst um 1850. 1869 wird Holzweber und 1871 Josef Huber genannt.⁵⁸⁾ Auf der Westseite der Hubermühle war früher die Aufschrift „Decken- und Kotzenerzeugung“. Der vorletzte Besitzer der Hubermühle, Almeder, erzählte, daß es dort eine Kotzenwalke gab. 1930 war hier auch noch eine Weißgerberei.⁵⁹⁾ Die Besitzer der Hubermühle waren 1871 Josef und Theresia Huber, 1887 die

⁵⁰⁾ StAZ Hs. 8/1, S. 165, 8/3, S. 149 und 8/2, S. 93.

⁵¹⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch III/491 (1770) und Trauungsbuch V/31 (1792).

⁵²⁾ Ebenda, Sterbebuch VIII/78 (1880).

⁵³⁾ Ebenda, Trauungsbuch IX/28 (1887).

⁵⁴⁾ BG ZW, EZ III/263 (Syrnau).

⁵⁵⁾ Geschichtlicher Überblick. In: Josef Traxler, Die Stadt Zwettl und ihre nächste Umgebung (Zwettl 1906) S. 44.

⁵⁶⁾ Mündliche Mitteilung des vorletzten Besitzers, Josef Preiß, übereinstimmend mit den schriftlichen Aufzeichnungen von Josef Thaler, Ratschenhof (1995).

⁵⁷⁾ GB 12 (1939) S. 693.

⁵⁸⁾ StAZ 8/2, S. 143 (Walchmühle zu Zwettl).

⁵⁹⁾ Schriftliche Aufzeichnungen von Josef Thaler, Ratschenhof, die der vorletzte Besitzer der Hubermühle, Franz Almeder, gest. 1995, schon 1988 für ihn machte (1995).

Sparkasse Zwettl, 1888 Josef und Josefa Fürst, 1890 Ambros und Maria Semper, 1911 Leopold und Maria Hörhager, 1912 Johann und Anna Knechtelsdorfer, 1914 Josefa Leitner, 1921 Franz und Maria Krtek, 1929 Ignaz Böhm und Anna Raab, 1929 und 1961 Karl Schwarz, 1982 Franz und Leopoldine Almeder und ab 1988 Heinrich und Elisabeth Bayer.⁶⁰⁾

Die Schleifmühle (Galgenmühle) liegt im Schleifgraben an der linken Seite des Sieringbaches kurz nach der Mündung des Weinesbaches und schon näher beim Ort Koblhof als bei Zwettl, früher Syrnau 90, heute Wasserleitungsstraße 15. Die Mühle war zweigängig und mahlte 24 Metzen täglich.⁶¹⁾ Im 1. Meisterbuch des Müllerhandwerkes sind ab 1658 eingetragen Konrad Spreuzer und Andre Küttenberger. Im 2. Buch scheinen auf Tobiaß Roitl (sein Sohn war Jahrzehnte Müllermeister auf der Mayermühle), Leopold Reuther, 1773 Adam Reither, 1792 Joseph Rothbauer, 1820 Joseph Prager und 1829 Joseph Langthaler (Mitmeister). Im 3. Buch werden Joseph Langthaler (nun Besitzer und Meister) und 1835 Joseph Bältz erwähnt.⁶²⁾ Der Müllermeister Joseph Prager heiratete 1828 in Zwettl Theresia Gutmann von Loschberg.⁶³⁾

Die weiteren Besitzer der Schleifmühle waren 1882 Josef und Christine Haider, 1887 die Sparkasse Zwettl, 1889 Leopold und Johanna Wallner, 1895 Roman und Leopoldine Figlmüllner, 1909 Josef Spanberger, 1910 Paul Manhart (Manhartbrücke), 1919 Rudolf Six, 1921 Rudolf und Maria Six (1935 Ausgleich), 1936 Jaroslav Six, 1938 Anastasia Schöfmann, 1943 Leopold und Leopoldine Schilling, 1963 Magda Zajic, 1970 Josef und Gertrude Boncel. Seit 1991 besitzt der Verein zur Förderung der Holz-, Umwelt- und Energiewirtschaft Waldviertel, Edelhof 3, die ehemalige Mühle.⁶⁴⁾ Unter dem Besitzer Figlmüllner wurde 1906 das letzte Getreide gemahlen. Nur die Säge bestand noch weiter. 1930 brannte die Six-Säge ab. Während des Zweiten Weltkrieges wurde mit einer Dampfmaschine gearbeitet (zu wenig Wasser), nachher jedoch nicht mehr.⁶⁵⁾

Von den einstigen Zwettler Mühlen sind heute alle außer Betrieb. Die letzte wurde vor elf Jahren (1985) geschlossen. Auch die Sägewerke, die von einigen dieser Mühlen betrieben wurden, arbeiten heute nicht mehr. Sehr schade ist freilich in erster Linie um die alten Mühlen. Jene, die noch in einem möglichst ursprünglichen Zustand erhalten sind, sollte man schützen und fördern. Es wäre wünschenswert, daß ähnlich der Retzer Windmühle auch im Waldviertel ein oder zwei Wassermühlen mit Unterstützung des Landes der Nachwelt erhalten blieben.

Für sehr wertvolle Hinweise und Anregungen, die ich zur Gestaltung dieses Beitrages erhielt, möchte ich OSR Hans Hakala (Zwettl), HOL Friedel Moll (Stadtarchiv Zwettl), Erzdechant Franz Kaiser (Pfarrarchiv), Reg.-Rat Franz Tüchler (Grundbuch), Werner Fröhlich (Reproduktionen), Alois Wichtl (Zwettl) und Josef Thaler (Ratschenhof), den beiden letzten für ihre mündlichen Mitteilungen, recht herzlich danken.

⁶⁰⁾ BG ZW, Syrnau 87, EZ 283.

⁶¹⁾ Pongratz, Alte Gewerbebetriebe (wie Anm. 22) S. 359.

⁶²⁾ StAZ 8/1, S. 167; 8/3, S. 151 und 8/2 S. 95.

⁶³⁾ Archiv der Pfarre Stadt Zwettl, Trauungsbuch V/147 (1828).

⁶⁴⁾ BG ZW, Syrnau 90, EZ 286.

⁶⁵⁾ Josef Thaler, Ratschenhof, schriftliche Aufzeichnungen (1995).

Zum 300. Geburtstag des Komponisten Georg Honorius Freitag

Ein Beitrag zur Musikgeschichte des Waldviertels

Niederösterreich hat eine Fülle an schöpferisch tätigen Musikern hervorgebracht, von denen zwar einige wenige Weltruhm erlangten, der überwiegende Teil aber längst in Vergessenheit geraten ist. Besonders im 18. Jahrhundert entwickelte sich nach der erfolgreichen Abwehr der Türkengefahr eine kontinuierlich wachsende geistige Hochkultur, eine Blütezeit, die sich in der Baukunst, der Malerei und der Musik gleichermaßen manifestierte. Die enge Verbindung zwischen Kirche und Schule (die Schulmeister hatten meist auch den Posten des Regenschori inne und als solche auch für die musikalische Gestaltung der Gottesdienste zu sorgen) bewirkte eine Musikbildung auf breiter Basis, auf der die großen Meister wie Mozart oder Haydn die sogenannte „Wiener Klassik“ zu einem einzigartigen Höhepunkt führen konnten. Zentren der Musikpflege waren neben den Adelsitzen in und um Wien, deren glanzvolle künstlerische Aktivitäten dem Land eine musikdurchtränkte Atmosphäre verliehen, vor allem die Wallfahrtsorte und Klöster, und hier wiederum insbesondere die Benediktinerstifte (wie in Niederösterreich Melk, Göttweig, Altenburg und Seitenstetten), in denen der Pflege der Kirchenmusik eine außerordentliche Stellung eingeräumt wurde.

In den letzten Jahrzehnten haben sich nun in verdienstvoller Weise Musikwissenschaftler gefunden, die der Musikpflege in den niederösterreichischen Stiften eingehendere Untersuchungen widmeten, so z. B. der Amerikaner Robert N. Freeman, der in seiner Dissertation nach den vorhandenen Dokumenten das überaus reichhaltige und vielfältige musikalische Leben des 18. Jahrhunderts im Benediktinerstift Melk¹⁾ darstellte. Gerade in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts kam es in diesem Kloster zu einer besonderen Konzentration an hier als Regenschori oder Organisten wirkenden hochbegabten Musikern und Komponisten, wurden hier von Patres und Laien gleichermaßen hervorragende Leistungen für die Kirchenmusik vollbracht. Unter ihnen befanden sich der berühmte aus Klosterneuburg stammende Johann Georg Albrechtsberger, der nach seiner Tätigkeit im nahen Maria Taferl sechs Jahre als Stiftsorganist in Melk tätig war, bevor er seine Karriere in Wien fortsetzte, der Pulkauer Franz Schneider, der als sein Nachfolger jahrzehntelang dem Stift diente, sowie aus den Reihen der Patres der Haydn-Schüler Robert Kimmerling, der aus dem Sängerknabenkonvikt hervorgegangene Marian Paradeiser sowie der später in Wien in den Kreisen der berühmtesten Tonschöpfer verkehrende Abbé Maximilian Stadler, eine Gruppe von Musikern, die nunmehr üblicherweise als „Melker Kreis“²⁾ bezeichnet wird.

Doch schon vor diesem Kulminationspunkt musikalischer und schöpferischer Kraft kennt man einige Namen von hier tätigen Musikern, unter ihnen auch den des Georg Honorius Freitag. In der Literatur findet man nur spärliche Informationen über ihn, von den älteren Lexika erwähnt bloß Eitner in seinem um die Jahrhundertwende erschienenen monu-

¹⁾ Robert N. Freeman, *The Practice of Music at Melk Abbey. Based upon the Documents, 1681-1826* (= Veröffentlichungen der Kommission für Musikforschung 23, Wien 1989).

²⁾ Fritz Dworschak, *Joseph Haydn und Karl Joseph Weber von Fürnberg. Die ersten Streichquartette — Schloß Weinzierl — Johann Georg Albrechtsberger und der Melker Kreis.* In: UH NF 5 (1932) S. 187-204.

mentalen Quellenlexikon³⁾ einen „Freitag“ ohne Vornamen als „Stiftsorganist in Mölk (18. Jahrh.?)“. Danach taucht dieser Name nirgendwo mehr auf, da sich kaum jemand im Detail mit der Musikgeschichte dieser Region beschäftigt hat, bis Freeman mit seinen Melker Studien begann. Er schreibt⁴⁾, daß Georg Honorius Freitag 1721 in Melk seinen Dienst als Stiftsorganist antrat, und zwar mit einer etwas höheren Besoldung als sein Vorgänger in diesem Amt, Ignaz Debouchier, „weillen er sich mehrern musicalischen Instrumenten appliciert, und mithin mehrer verrichtet“.⁵⁾ Über Freitags Herkunft konnte jedoch auch Freeman nichts Genaues berichten, die jedoch aus dem Trauungsprotokoll der Pfarre Melk⁶⁾ vom 29. 4. 1726 ersichtliche Abstammung Freitags aus „Göllershaimb“ — worin Freeman Göllersdorf vermutete — war für den Verfasser dieses Artikels Grund genug, der Sache nachzugehen und die Suche erbrachte den erhofften Erfolg. Im Taufbuch der 1942 aufgelassenen Pfarre Döllersheim, die einem riesigen Truppenübungsplatz weichen mußte, findet sich folgende Eintragung: „Anno 1696 die 20 Januarij Baptizatus / est à me Jacobo Simonschitz Georgius / Honorius filius legitimus Joannij / Freitag et uxoris eius Elisabetha“.⁷⁾ Georg Honorius wurde also am 20. Jänner 1696 als Sohn des Johann Freitag und dessen Ehefrau Elisabeth in Döllersheim getauft. Der Ortsname „Göllershaimb“ mag ein Hör- oder Schreibfehler bei der Verfassung der Trauungseintragung gewesen sein; heutzutage stellt der Ort „Döllersheim“, der ab 1939 sukzessive von der Bevölkerung geräumt werden mußte und von dem, mit Ausnahme der nunmehr wieder zugänglichen Kirchenruine, nur mehr zerschossene Reste zu sehen sind, für nicht mit den Örtlichkeiten vertraute Personen keinen Begriff mehr dar. Es erscheint daher wenig verwunderlich, daß Freeman dieser Ort nicht geläufig war und er diesen Hinweis nicht weiter verfolgte.

Der Vater Georg Honorius, Johann Freitag, wirkte 1694-1726 als Schulmeister in Döllersheim.⁸⁾ Von ihm erhielt Georg Honorius seine elementare Schulbildung sowie sicherlich auch seine ersten musikalischen Unterweisungen. Über die weitere Ausbildung ist derzeit nichts bekannt, jedoch muß seine künstlerische Begabung augenscheinlich gewesen sein, um später für einen derart bedeutenden Posten wie den des Melker Stiftsorganisten in Frage zu kommen. In dieser Zeit wurde in die Inhaber solcher Ämter die Erwartung gesetzt, neben der musikalischen Gestaltung der liturgischen Feierlichkeiten auch in der Musiktheorie genügend sattelfest zu sein, um zur Erweiterung des Repertoires sakrale Stücke eigener Komposition beisteuern zu können. Freitag wurde auch diesen Anforderungen durchaus gerecht: Freeman konnte im Melker Musikarchiv Werke aus dessen Hand auffinden. Seine „Missa in honorem St. Ceciliae“, im strengen Kirchenstil gehalten, der in dieser Zeit vom Hofkapellmeister Johann Joseph Fux repräsentiert wurde, ist eines der wenigen erhaltenen Werke dieser Epoche, das für den 22. November, den Namenstag der Schutzpatronin der Musik, geschrieben wurde. Dieser Tag wurde in Melk bis etwa 1769 als ein Fest für die Musiker angesehen, es gab für die Chorknaben und alle Musiker der Abtei eine reichliche Mittagstafel und am Nachmittag ein Konzert mit Instrumentalmusik.⁹⁾

³⁾ Robert Eitner, Biographisch-Bibliographisches Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung bis zur Mitte des 19. Jhdts., Bd. 4 (Leipzig 1901) S. 78.

⁴⁾ Freeman, Melk (wie Anm. 1) S. 85.

⁵⁾ Ebenda, S. 367.

⁶⁾ DASP, Trauungsmatriken der Pfarre Melk 2 (1702-30) fol. 94.

⁷⁾ DASP, Taufmatriken der Pfarre Döllersheim 2 (1689-1746) fol. 55.

⁸⁾ Stephan Biedermann, Döllersheim — seine Pfarr-, Markt- und Herrschaftsgeschichte (Zwettl 1929) S. 24.

⁹⁾ Vgl. Freeman, Melk (wie Anm. 1) S. 170.

Freitags Messe, die durch ihre kleine Besetzung (vier Gesangsstimmen und Orgel-Continuo) leicht aufzuführen war, dürfte sich aber auch noch später einiger Beliebtheit erfreut haben, da 1787 in Göttweig¹⁰⁾ eine Kopie davon angefertigt wurde. Nach einem alten Musikkatalog waren im Stift Herzogenburg¹¹⁾ zwei „*Cantilenae de Passione Domini*“ für die Karwoche vorhanden, wobei die zweite mit Sologesang, 2 Violinen, 2 Violen, 2 Violen d'amore, Violone und Orgel-Continuo für damalige Verhältnisse geradezu üppig instrumentiert war. Das Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde Wien verwahrt ein von ihm komponiertes Requiem.¹²⁾ Die Erforschung der zahlreichen niederösterreichischen Kirchenarchive könnte möglicherweise noch so manche Komposition ans Tageslicht bringen.

Der weitere Lebensweg des Georg Honorius Freitag ist in Kürze erzählt.¹³⁾ Nach seiner Hochzeit wurde 1726 sein Gehalt fast verdoppelt, was dem Ehepaar erlaubte, eine alte Weinschenke am Melker Hauptplatz zu erwerben. Freitags Amtszeit als Organist währte jedoch nur etwa neun Jahre: Am 14. November 1729 wurde er — gerade zum Weinkauf unterwegs — durch ein Schiffsunglück nahe der hölzernen Donaubrücke bei Stein im Alter von erst 33 Jahren aus dem Leben gerissen.

Georg Honorius Freitag dürfte somit nach derzeitigem Wissensstand einer der frühesten, quellenmäßig nachweisbar aus dem Waldviertel stammenden Komponisten sein.

¹⁰⁾ Friedrich W. Riedel (Hg.), *Der Göttweiger thematische Katalog von 1830*. 2 Bände (= Studien zur Landes- und Sozialgeschichte der Musik 2/3, München-Salzburg 1979).

¹¹⁾ *Catalogus Selectiorum Musicalium Chori Ducumburgensis ... 1751*.

¹²⁾ Eitner, *Quellenlexikon* (wie Anm. 3).

¹³⁾ Freeman, *Melk* (wie Anm. 1) S. 85 f.

Walter Winkler

Warum liegt Horn nicht an der Franz Josef-Bahn? Eine Klarstellung

Anlässlich des Jubiläums „125 Jahre Kaiser Franz Josef-Bahn“ soll auch der Bemühungen der damaligen Bürgermeister Alois Koranda (1855 - 1861) und Joseph Kirchner (1861 bis 1870) sowie des Stadtvorstandes der Stadtgemeinde Horn gedacht werden, die eben diese Bahn in das Becken von Horn führen wollten. Gleichzeitig kann dadurch endgültig mit der falschen, heute noch immer kolportierten Meinung aufgeräumt werden, daß sich die Gemeindevertretung nicht ausreichend darum gekümmert hat, Horn an den „Weltverkehr“ anzuschließen, ja dies sogar bewußt und gewollt im Interesse der Fuhrwerker, der Handels- und Gewerbetreibenden verhindert hätte.

Der Untersuchung liegen die Ratsprotokolle¹⁾ und der umfangreiche Schriftverkehr²⁾ der Stadtgemeinde Horn mit den damals zuständigen Stellen, den mit der Planung befaßten

¹⁾ Stadtarchiv Horn, Hs. 1/23, Ratsprotokolle (1849 - 1864) und Hs. 1/24, Ratsprotokolle (1861 - 1870).

²⁾ Stadtarchiv Horn, Karton 153, Eisenbahn-Akten (1860 - 1905).

Ingenieuren und mit hochrangigen Intervenienten zu Grunde, die zeigen, daß die Horner Stadtväter von der Absicht geleitet waren, den „*unausweichlichen Ruin*“ von der Stadt und ihrer Umgebung abzuwenden und die „*Segnung der Eisenstraße*“ zu erlangen.

Die Verkehrsverhältnisse zu Horn um 1860

Eines der ersten Schriftstücke im Zusammenhang mit der zu errichtenden Wien-Budweiser Eisenbahn, datiert mit 20. November 1860 und gerichtet „*An die löbliche Direktion der kk. ausschl. priv. Kaiser Ferdinand Nordbahn*“, ist offensichtlich ein Antwortschreiben auf eine Anfrage bzw. eine Bedarfserhebung bezüglich des Verkehrsaufkommens der Stadt Horn. Der ungekürzt wiedergegebene Brief vermittelt einen Einblick in das damalige Wirtschaftsleben und ermöglicht es, sich den Alltag mit seinem täglichen Geschehen zu vergegenwärtigen.

„*Vier Jahrmärkte führen eine durchschnittliche Menschenmenge von 8000 Personen zu. Das zum Markt gebrachte Vieh, Pferden und Rindern 5100, Kleinvieh 1000 St. Wochenmarktstage bringen ca 200 Personen und der Körnermarkt zieht die Menschen aus der Umgebung von 8 Wegstunden an. In Horn und Umgebung werden für 80000 Metzen³⁾ Körner Käufe abgeschlossen. 10000 Menschen aus einer Entfernung von 13 7/10 Meilen⁴⁾ kommen in die Stadt zum politischen Amt, Bezirks- und Untersuchungsgericht, Steuer- und Bezirks-Bauamt und dem Finanzwach Commissariat. Zur Personbeförderung gibt es nebst dem Eilwagen die Stellwagen-Unternehmungen der Postmeister und der Landkutscher von Horn, diese von Budweis, Neubistritz, Schrems, Neuhaus, Zlabings und die nach Wien verkehrenden Viktualienwagen, welche auch Personen befördern. Tägl. Passagierzahl: 5 Wagen a 10 Pers. nach Wien und ebenso von Wien.*

Von den mindestens 100000 Wallfahrern nach M. Dreieichen passieren 30000 Horn.

Fußreisende auf der Hauptstr., zumeist Arbeiter aus Böhmen, können mit 20000 veranschlagt werden.

In Horn bestehen fünf Frächter, die mit jenen aus der nächsten Umgebung jährlich 16000 Zentner an Waren verführen, zusätzlich 10000 Zentner Obst nach Wien.

Körnerfrüchte und Mehlfabrikate 25000 Zentner. Wein- u. Mostwein- und -durchfuhr 30000 Eimer.⁵⁾ Durchtrieb von Mastvieh nach Wien 5000 Stück = 30000 Zentner. Markt u. Stappelplatz für Bau- u. Werkholz, Weinstecken u. Brennholz f. d. entwaldeten Landboden⁶⁾ = 1000 Fuhren Bauholz, 1 Mill Weinstecken u. 10000 Klafter⁷⁾ Brennholz. Durchziehende Frachtfuhrwerker befördern Produkte der Glasfabriken im VoMöb., der Eisenindustrie von Chlumetz, der Graphitabbau zu Raabs u. St. Marein (jährlich 15000 Zentner).

Für die Industrie brächte eine in der Nähe führende Eisenbahn sehr große Vorteile. Ebenso müßte die südl. von Horn gelegene Waldgegend mit einem großartigen Reichtum an Bau- u. Gerätehölzern, welche gegenwärtig von Horn durch den Kamp geschieden ist, zumal mit einer Eisenstraße in Verbindung gesetzt, eine nicht unerhebliche Frachtenmenge liefern. Ebenso sei endlich erwähnt, daß in dem Becken von Horn Steinkohle in einer Tiefe von 60-80 Klafter⁸⁾ lagert, deren Dasein in Freischling bestätigt wird.“

³⁾ Österr. Metzen = 61,48685 l.

⁴⁾ Österr.-ungar. Meile = 7585,94 m.

⁵⁾ Österr. Eimer = 58,016 l.

⁶⁾ = Weinviertel.

⁷⁾ Österr. Kubikklafter = 3,4115 m³.

⁸⁾ Österr. Klafter = 1,8965 m.



Alois Koranda, Bürgermeister 1855 - 1861, Sattlermeister und Hausbesitzer in Horn Nr. 27, Hauptplatz 8 (heute Pelze und Sporthaus Rudolf Churanek)



Joseph Kirchner, Bürgermeister 1861 - 1870, Kaufmann und Hausbesitzer in Horn Nr. 173, Kirchenplatz 13 (heute DM-Drogeriemarkt und Optiker Kainz)

Vorschläge zur Trassenführung der Eisenbahnverbindung Wien — Prag

Ging es anfänglich nur um die Verlängerung des Stockerauer Bahnflügels in Richtung Krems, wie es damals Zeitungen vermeldeten, so strebte die Stadtgemeinde im August 1860 den sofortigen Bau einer Bahnlinie Stockerau — Maissau, also in Richtung Manhartsberg, an und erbat in einem Schreiben an die Nordbahngesellschaft eine diesbezügliche Studie. Sie begründete ihre Bitte damit, daß die Errichtungskosten der einen und der anderen Bahnführung vorerst einmal gleich wären; darüberhinaus biete eine Bahn Stockerau — Maissau den Vorteil, an der kürzesten Linie Wien — Prag zu liegen, welcher von Krems aus nicht gegeben wäre; ferner stünde sie nicht in Konkurrenz zur Wasserstraße Donau und der Westbahn, mit der Krems ohnehin verbunden und damit konkurrenzlos gegenüber der anderen sei. Maissau bilde auch einen Knotenpunkt für die Straßenzüge Budweis — Neuhaus, Zwettl — Weitra einerseits und Znaim — Retz — Pulkau — Krems andererseits. Auch wird die Warendefuhr zum Bahnhof Krems und zum billigeren Wasserweg Donau von der Bevölkerung wegen der „Gebirge“ und der längeren Anreise gemieden.

Bodenschätze, Industrieprodukte und Getreide aus dem Viertel ober dem Manhartsberg und den südböhmischen Gebieten kommen wegen der kurzen Bahnstrecke Stockerau — Wien kaum zur Verladung auf die Eisenbahn, was jedoch durch den Bahnbau in der angegebenen Richtung garantiert wäre.

Am 4. Oktober 1860 erhält Bürgermeister Alois Koranda von der Kaiser Ferdinand-Nordbahngesellschaft „den verbindlichen Dank für das übergebene Memorandum“ ausgesprochen, jedoch verbunden mit der Mitteilung, man könne wegen der „derzeitigen ungün-

stigen Verhältnisse [. . .] dem Vorschlag nicht die gebührende Berücksichtigung angedeihen lassen“.

Aus einem Schreiben vom 6. Juni 1861 ist ersichtlich, daß bei der Generalversammlung der Nordbahn-Aktionäre wieder Bewegung in die Projekterstellung der Bahn Stockerau — Krems gekommen ist, wobei bereits auf eine Weiterführung in das südliche Böhmen Bedacht genommen wurde. Der Stadtvorstand bietet in dem Schreiben der Kaiser Ferdinand-Nordbahn „*seine vollste Dienstbereitschaft bei der Vornahme der Studien*“ an. Sollte die Stockerauer Bahn eine Fortsetzung in das südliche Böhmen mit dem Anschluß an die Prag-Pilsner Linie erfahren und „*den Bewohnern des Waldviertels die Vortheile einer Eisenstraße zu Gute kommen*“; würde dies die Überschreitung des Manhartsberges erfordern. „*Die Stadt Horn nun wäre so glücklich, in ihrer unmittelbaren Nähe jenen Theil des Manhartsberg-Rückens zu haben, welcher dem Übergange einer Eisenbahn die wenigsten und so zu sagen beinahe gar keine Schwierigkeiten bieten dürfte, die Einsattelung zwischen Eggendorf am Walde und Freischling*“, nämlich von „*Eggendorf, welches von Stockerau über Kirchberg/Wagram längst der böhmischen Reichsstraße zu erreichen ist*“, weiter durch ein ziemlich breites Tal zum höchsten Punkt der Einsattelung, dem Ort Kleinburgstall, und von hier in den „*Horner Kessel*“. „*Der Stadtvorstand hat zur vorgenommenen Besichtigung des Manhartsbergüberganges Sachverständige beigezogen und schließt den von diesen verfaßten Plan zur vorläufigen Beurteilung an.*“

Am 2. Juli 1861 antwortet die Kaiser Ferdinand-Nordbahngesellschaft dem „*Löblichen Stadtvorstand in Horn*“: Für das Projekt Stockerau-Kremser-Bahn ist noch keine Entscheidung gefallen, vorerst sind noch die Verhältnisse mit der österreichischen Staatsbahngesellschaft zu klären, eine definitive Antwort ist daher nicht möglich.

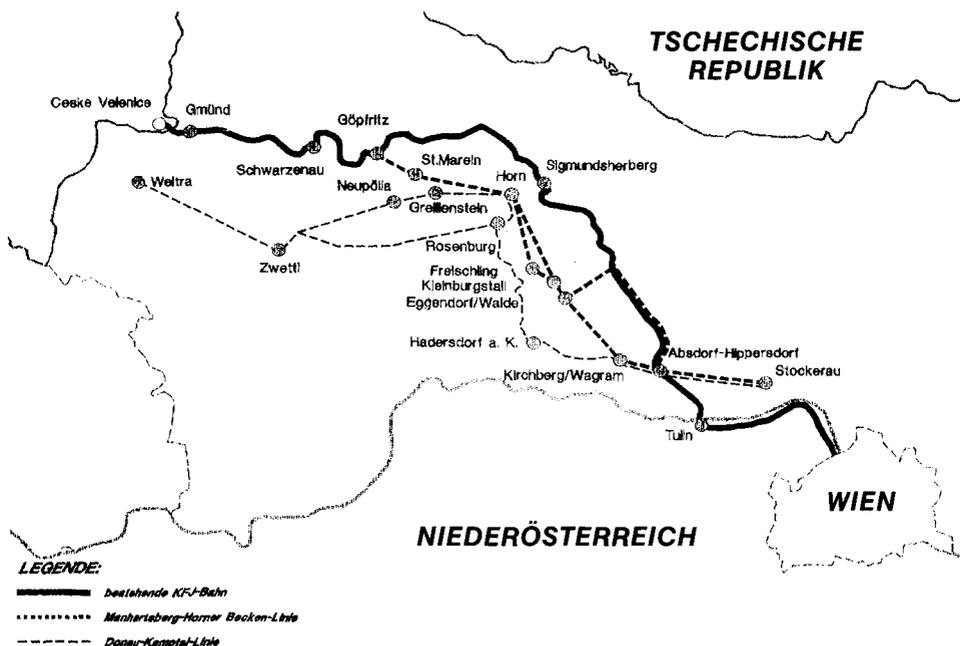
Dem Horner Bahnprojekt wohlgesinnte Persönlichkeiten

In einem mit Wien, 3. August 1861 datierten Schreiben mit der Unterschrift „Hock“ scheint erstmals der Name eines dem Horner Bahnprojekt besonders wohlgesinnten Intervenienten auf. Karl Freiherr von Hock, k. k. Sektionschef, war in der Landesvertretung für die Städte Horn, Eggenburg, Retz, Maissau und den Markt Langenlois zuständig.⁹⁾ Er teilt dem Bürgermeister mit, daß die Nordbahngesellschaft vom Handelsministerium die Erlaubnis bekommen habe, die Studien für den Stockerau-Kremser Flügel einzuleiten, und noch in diesem Sommer ihre Ingenieure aussenden werde. Ob es allerdings zu dem Bahnbau komme, sei noch ungeklärt.

Die Nordbahngesellschaft engagierte die besten Ingenieure, die aufzutreiben waren, allen voran den k. k. Hofbaurat Hermenegild Ritter von Francesconi.¹⁰⁾ Sein Name wird ebenfalls genannt. Freiherr von Hock erhielt nämlich von ihm das Versprechen, daß seine Ingenieure auch das Gebiet zwischen Krems und Znaim wegen der Verlängerung des Stockerauer Bahnflügels, sei es nach Horn oder Znaim, bereisen werden. Der von der Gemeinde Horn an die Direktion der Nordbahn gesendete Plan wird dabei Verwendung finden. Geschlossen wird dieser Brief mit einem Hinweis auf Diskretion: „*Euer Wohlgeboren sehen, daß ich mich des mir gewordenen Auftrages mit Glück entledigt habe, ich ersuche aber meine Nachricht in Stille aufzunehmen und nicht viel dar-*

⁹⁾ Niederösterreichischer Amtskalender für das Jahr 1865, S. 95.

¹⁰⁾ Manfred Tuschel/Csaba Szekely, Im Zug der Zeit — 150 Jahre Eisenbahngeschichte — Kaiser-Ferdinands-Nordbahn (Wien 1986) S. 36.



Skizze der geplanten Strecken und der ausgeführten Trasse der Kaiser Franz Josef-Bahn
(Verfasser: Richard Steinkellner, Wien)

über in Umlauf zu bringen, gegentheilige Anfechtungen und Bestrebungen sind allzu-leicht hervorgerufen.“

Am 15. Oktober 1861 erhält der Bürgermeister neuerlich ein Schreiben des Freiherrn von Hock, in dem dieser ihm mitteilt, daß die Herren der Nordbahngesellschaft für die Kremser Linie „*nichts weniger als geneigt*“ seien, und sie „*werden auf jeden Fall trachten, den Stockerauer Flügel lieber in der Richtung nach Prag zu verlängern, ob über Horn oder Znaim sind sie nicht entschieden*“. Er empfiehlt dem Bürgermeister, sich im Verein mit den anderen betroffenen Gemeinden schriftlich und mündlich mit der Bitte an die Direktion der Nordbahn zu wenden und gründliche Studien vorzunehmen, bei welchen die Gemeinden „*sie nach Kräften*“ unterstützen sollten.

Schon am nächsten Tag, dem 16. Oktober 1861, richtet der Gemeindevorstand das empfohlene Schreiben an die Direktion der k. k. Kaiser Ferdinand-Nordbahn und bietet für den Fall, daß die Linie über Horn führt, „*neuerlich seine bereitwilligste Dienstleistung mindestens für den Bezirk Horn an*“.

Ein Hilferuf an Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein am 5. Februar 1862

Das Handelsministerium erteilte den Gebrüdern Klein, einem damals bekannten Bau-unternehmen für den Eisenbahnbau, die Konzession für die Planung einer Bahn von Stockerau nach Budweis. Das Unternehmen hatte schon einige Erfahrung im Anlagenbau, errichtete es doch die Bahn Floridsdorf — Deutsch Wagram — Brünn, war außerdem beim Bau der Semmeringbahn beteiligt und bedeutete somit bei einer Entscheidung nicht im Sinne des Horner Stadtvorstandes eine ernste Gefahr. Es war nämlich schon bekannt, daß

die erst noch vorläufig projektierte Bahn im Norden, oberhalb des Horner Beckens, geführt werden sollte. Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein wird nun darüber informiert, gleichzeitig aber auch von den Aktivitäten der Stadtvertretung, diesen „*unersetzbaren Schaden*“ abzuwenden.

Die Stadtvertretung „*hat den Herren Unternehmern Klein zu Handen des Herren Hofbaurathes Ritter von Francesconi General-Direktor der Nordbahn ein Projekt überreicht, welches die Bahn von der Abzweigung des Znaimer Flügels bei dem Orte Hollenstein an der Schmida längs des Ravelsbaches über Bayersdorf, Eggendorf am Walde, durch die Einsattelung des Manhartsberges nach Kleinburgstall [...] in das Becken von Horn mit der Berührung der Stadt im Süden [...] über St. Marein für einen Bahnzug wie geschaffenen Rücken ohne merkbare Steigerung in die Höhe von Göpfritz führen würde*“.

Die Stadtgemeinde Horn geht bei ihrem vorgelegten Projekt von Kostengleichheit und einem kommerziellen Vorteil für die Betreiber der Bahn gegenüber der Trasse „*in der Gebirgshöhe von Pernegg*“, mit einer Entfernung von ca. einer Stunde vom handels- und gewerbetreibenden Mittelpunkt Horn, aus. „*Auch hat die Gemeinde die freundliche Zusage erhalten, daß ihr Projekt jedenfalls einer genaueren Untersuchung unterzogen werden wird.*“ Dennoch erlaubt sich die Stadtgemeinde „*die ergebene Bitte vorzutragen [...], den hier bezeichneten Bahnzug unterstützen zu wollen*“.

Aus zwei Gründen wendete man sich an den Herrschaftsbesitzer: Erstens vermutete man sein persönliches Interesse, die Bahn möglichst nahe an seine waldreichen Besitzungen heranzuführen. Zweitens war Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein ein Verwandter des Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg, welcher wärmstes Interesse am raschen Zustandekommen einer Bahnverbindung zwischen dem südböhmischen Raum und der Residenzstadt Wien hatte. Galt es doch, die Produkte und Bodenschätze seiner Ländereien, wie die der Zuckerfabriken, Brauereien, Maschinziegelfabriken, Kalköfen, Steinbrüche und vor allem der Kohle des Pilsener Beckens, möglichst kostengünstig zu verfrachten. Ende 1863 gründete er ein Konsortium aus Großgrundbesitzern (darunter auch Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein) und Industriellen für die Errichtung einer solchen Bahnverbindung. Zur Erläuterung sei bemerkt, daß anfänglich der Staat dominierender Eigentümer und Betreiber der Eisenbahnen war und man sich erst ab 1854 für das Privatbahnsystem entschied. Dieser neu eingeschlagene Weg sollte den Ausbau des Eisenbahnnetzes beschleunigen.

So kam es auch mit allerhöchster Entschließung vom 16. August 1867 am 29. August 1867 zur Gründung der „*Aktien-Gesellschaft der k. k. priv. Kaiser Franz Josef-Bahn*“. Postwendend nimmt Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein am 8. Februar 1862 zur Bitte um Interven-



Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein, Mitglied des Herrenhauses 1861 - 1903, Gutsbesitzer in Horn
(Alle Repros: Karl Hulka, Horn)

tion Stellung und teilt dem Stadtvorstand mit, er sei „vom gleichen Wunsche beseelt, daß der Stadt die aus dem anzuhoffenden Verkehrsmittel erwachsenden Vorteile zu statten kommen mögen“, könne aber nicht verschweigen, „daß sein Wirkungskreis ein beschränkter ist und daß der Erfüllung dieses gemeinschaftlichen Wunsches manche Schwierigkeit entgegenstehe“. Es wird nur eine genannt, nämlich jene, daß bei einer Trasse über Horn für eine Zweigbahn nach Znaim die doppelte Länge erforderlich sei.

Die Donau-Kamptal-Linie — eine neue Variante auf breiter Basis

Ein Gesuch mit dem Datum „Wien den 26. Febr. 1862“ an die „Hochlöbliche kk. n.ö. Statthalterei“ gerichtet, von nahezu allen Gemeinden zwischen Weitra, Zwettl, Horn, Gars und Langenlois nebst Mühlebesitzern unterfertigt¹¹⁾, präsentiert eine über das Horner Becken hinaus bedeutende Variante für die zu errichtende spätere Kaiser Franz Josef-Bahn. Wie es zu diesem Vorschlag kam und wer der Urheber dieser alle begeisternden Variante war, läßt sich aus den vorhandenen Unterlagen nicht ersehen. Eines steht allerdings fest, daß die Bittschrift in Wien abgefaßt wurde und dem Verfasser überörtliche Bedeutung zukommt, gleichwohl er sich früheren Argumentationen anschließt.

Der Anlaß für diesen gemeinsamen Vorstoß war ein Artikel in der Tageszeitung „Die Presse“ vom 1. Februar 1862.¹²⁾ Es wird darin mitgeteilt, daß das „mehrfach erwähnte Gerücht zur Herstellung einer Verbindungsbahn zwischen der Nordbahn und der böhmischen Westbahn“ nun eine amtliche Mitteilung geworden ist. Die Bauunternehmer Gebrüder Klein erhielten mit 3. Dezember 1861 vom Ministerium für Handel und Volkswirtschaft die Bewilligung, mit den erforderlichen Vorarbeiten für eine Eisenbahn, von Wien oder Stockerau ausgehend, nordwestlich durch Böhmen an die sächsische Grenze führend, zu beginnen. Desgleichen waren die erforderlichen Zweigbahnen, u. a. auch eine nach Znaim, zu planen und zu errichten. Ob die neue Bahn von Wien oder von Stockerau ausgehen sollte, hing von einer Einigung der Konzessionswerber Gebrüder Klein und der Kaiser Ferdinand-Nordbahngesellschaft ab. Die Linie Wien — Stockerau befand sich nämlich im Besitze der Nordbahngesellschaft.

Folgender Bahnverlauf war vorgesehen: Entweder von Wien über Klosterneuburg und Greifenstein oder von Stockerau aus im Donautal über Hausleiten nach Hipperdsdorf, von hier sich in das Schmidatal wendend, um über Großweikersdorf, Ziersdorf bis Ravelsbach zu gehen. Hier sollte die Bahn das Schmidatal übersetzen, oberhalb von Röschitz und Kattau bis Rodingersdorf geführt werden, wo die Hochebene erreicht wäre, weiter über Etzelsreith und Oedt nach Göpfritz. Soweit der Auszug aus der Tageszeitung „Die Presse“.

Wie sieht nun der gemeinsame Vorschlag der genannten Gemeinden und Nutzer der Wasserkraft des Kampflusses aus? Bezüglich der Trassenführung wird ein nicht näher erörterter Anschluß von der Stockerau-Kremser Bahn durch das Kamptal bis Zwettl vorgeschlagen. Ferner ein zweiter, mit unterstrichenem „oder mit Benützung des Kamp= & Taffathales bis Horn und mit Vermeidung der Flußkrümmungen [. . .] bis nach Zwettl und von da über Weitra & Grazen nach Budweis“.

¹¹⁾ Weitra, Zwettl, Langenlois, Zöbing, Hadersdorf, Gobelsburg, Gars, Horn; für die Gemeinden des Bezirkes Gföhl: die Bürgermeister vom Wolfshofer-, Tautendorfer- und Gföhleramt; Karl Erlinger, Mühlebesitzer nächst Gars am Großen Kamp; Josef List, Mühlebesitzer nächst Gars am Kamp; Josef Lammer, Besitzer der Rosenburger Papier-Fabrik, Wien Stadt 920.

¹²⁾ Die Presse 5. Jg., Nr. 31 (1. Februar 1862).

Als Hauptgarantie für die Rentabilität der neuen Bahn werden angeführt: „*Landwirtschaftliche Produkte aller Art, darunter auch Wein, Mais, Weizen, die große Menge von Manufakturen [...] die Ausbeute mächtiger Lager von Graphit, Marmor [...] Eisenerzen und Torf [...] beträchtlicher Vorrat von Bau- und Brennholzern der bisher nur theilweise & beschwerlich Absatz auf der Donau nach Wien & Pest findet, die dann von allen Seiten der neuen Bahn zuströmen und zum Weltverkehr gebracht werden können [...]*“.

Für die Bahnlinie sprechen weiters „*Körner- und Viehmärkte zu Langenlois, Gföhl, Gars, Horn, Neupölla, Zwettl [...] Leinenweberei [...] Wasserreichtum des Kampflusses, [...] bedeutende Mahl- und Sägemühlen sowie Hammerwerke [...]*“.

Hingewiesen wird auch auf die kontinuierliche Wasserführung des Kampflusses in den Sommermonaten, „*wenn die Gewässer ganz versiegt sind und die Anwohner des Schmida- & Pulkaubaches, selbst des Thayaflusses ihre Zuflucht zu den Mühlen des Kampflusses nehmen müssen*“. In technischer Beziehung werden Störungen durch Schneeverwehungen am Hochplateau im Vergleich zur geschützten Lage im Kamptal genannt. Ferner wird darauf hingewiesen, daß die bedeutenden Serpentinan auf die Hochebene und das Überschreiten mehrerer Wasserscheiden höhere Baukosten verursachen könnten. Die Grundeinlöse hingegen würde im Kamptal günstiger sein, da viele Baustellen von großen Grundbesitzern unentgeltlich abgetreten werden dürften. Sogar strategische Überlegungen wurden angestellt, die gleichfalls für diese Bahnführung sprechen. Abschließend wird auch hier gebeten, „*mit der definitiven Concession der projektierten nördlichen Linie innezuhalten*“ und „*die genaue Untersuchung der hier vorgelegten Trace anzuordnen [...]*“.

Der zuletzt Gefertigte, Josef Lammer, Besitzer der Rosenburger Papierfabrik (später Sparholz-Mühle), Schwager des nächsten Bürgermeisters Joseph Kirchner in Horn, gibt als „*praktischer Techniker*“ in zwei „*gedachten Routen*“ im Anschluß der vorstehenden Bittschrift seine Meinung zur Führung der neuen Bahn durch das Kamptal ab. Es wird hier nur auf seine technischen Vorschläge bezüglich der Trassenführung eingegangen, nicht mehr auf die bereits von anderen hinlänglich dargelegten wirtschaftlichen Argumente.

Josef Lammer erläutert die genügende Breite für die Führung der Bahn am rechten Kampufer von Hadersdorf bis Rosenberg, ja selbst bis Altenburg, die jedoch weiter flußaufwärts problematisch wird. Er schlägt daher genau dort eine Brücke für die Bahn vor, wo sich heute die Eisenbahnbrücke der Kamptalbahn befindet, nämlich unterhalb der Taffamündung in Rosenberg. Über diese sollte die Bahn das Kamptal verlassen und „*durch das Taffathal hart bei der Stadt Horn die Horner Ebene*“ erreichen. Sie soll schließlich über Greillenstein und Neupölla in geringster Steigung auf das Hochplateau des Viertels Obermanhartsberg führen und über Zwettl — Weitra an die projektierte Richtung Budweis anschließen.

Selbst „Die Presse“ vom 19. Februar 1862 nimmt sich durch Wiedergabe eines eingedeten Artikels dieser so wichtigen „Lebensfrage“ für das Viertel Obermanhartsberg an. Der Verfasser endet seinen Bericht über die geplante Trasse mit „*der Hoffnung, daß der Weg der Öffentlichkeit vor der letzten Stunde sich Bahn brechen und an entscheidender Stelle Geltung schaffen werde*“.

Am 21. Juni 1862 erhält Bürgermeister Alois Koranda von Karl Freiherrn von Hock einen Brief mit traurigen und erfreulichen Mitteilungen. Die traurige bestand darin, daß Hock durch den Tod des Hofrates Ritter von Francesconi einen Fürsprecher für die Horner Sache verloren hatte. Hock wollte daher mit Herrn von Klein selbst die Trasse nach Budweis besprechen, konnte es jedoch nicht, da dieser verreist war, fand aber in seinem

Geschäftsführer, Herr Stracke, „*einen für Horn eingenommenen*“ einflußreichen Mann. Er war nicht nur Geschäftsführer des Bauunternehmens Albert von Klein, sondern auch Reichsratsabgeordneter.

Der weitere Inhalt des Briefes befaßt sich mit der momentan geplanten Trassenführung. So sollte ein gemeinsamer Strang der beiden Bahnen nach Budweis und Znaim von Stockerau über Hollabrunn bis Pulkau führen. Von Pulkau bis Göpfritz sind zwei Varianten in Ausarbeitung. Die eine über Pernegg, die andere über Horn. Trotz der kommerziell vorteilhafteren über Horn sind die Ingenieure für die wohl längere Pernegger Variante. Die Trasse über Horn erfordert nämlich zwei bis drei Viadukte, eines sogar mit „*200 Klafter Länge*“ (= 379,30 m) und „*12 Klafter Höhe*“ (= 22,7580 m), die einen Kostenunterschied von 2 000 000 fl. verursachen. Trotzdem ist Herr Stracke für Horn und hofft, die Mehrkosten auf 1 000 000 fl. drücken zu können. Diesen Betrag würde er wegen der Vorteile nicht scheuen. Der Horn nächste Punkt wäre kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt und käme zwischen dem Ober- und Unterhimmelreich zu liegen. Stracke sprach auch zu Hock „*geheimnisvoll von mächtigen Einflüssen, welche sich für Pernegg verwenden*“. Hock bat daher den Bürgermeister um eventuelle Aufschlüsse zu seiner Orientierung.

Fast ein Jahr fehlt nun ein Schriftverkehr in Eisenbahnanangelegenheiten. Erst ein Brief vom 8. Juni 1863 von Hock an den nunmehrigen Bürgermeister Joseph Kirchner zeigt, daß die Stadtvertretung nicht ganz untätig war. Sie bereitete in ihrer Ungeduld eine Deputation an den Handelsminister vor, was von Hock als „*sehr verfrüht*“ bezeichnet wurde. Es müsse ja erst entschieden werden, welche Gesellschaft überhaupt die Konzession erhält. Dennoch erklärt er sich bereit, sich gerne an die Spitze der beabsichtigten Deputation zu stellen. Weiters rät er, die Deputation mit einem Trassenplan auszustatten. Sie sollte auch in der Lage sein, über die Verhandlungsergebnisse hinsichtlich billiger Baugründe zu berichten.

Mit gleichem Datum erhält der Bürgermeister die Erwiderung auf ein an Dr. Kaiser¹³⁾ gerichtetes Schreiben. Dr. Kaiser war als Reichsratsabgeordneter zuständig für die politischen Bezirke Horn, Retz, Ravelsbach, Eggenburg und Geras.¹⁴⁾

Er ersucht den Bürgermeister und seine Begleitung, anläßlich ihrer Vorsprache beim Handelsminister ihn mit ihrem „*Besuche zu beehren*“. Sollte er vom Bürgermeister von den größeren Vorteilen für seine Wahlbezirke durch die gewünschte Trasse überzeugt werden, so werde er sich „*nicht nur die Freiheit nehmen*“, ihn „*und diejenigen, die*“ ihn „*begleiten werden, persönlich dem Handelsminister vorzustellen, [...] sondern*“ er „*werde auch gerne bereit sein, ihre Anliegen bei den anderen maßgebenden Persönlichkeiten auf das Wärmste zu befürworten*“. Abschließend weist er jedoch darauf hin, daß die Interessen der Stadtgemeinde Horn nicht mit jenen seiner anderen Wahlbezirke „*kollidieren*“ dürften.

Der Anlaß war, daß es 1861 und 1862¹⁵⁾ mehrere Interessenten — Staatseisenbahn, Nordbahngesellschaft u. a. — gab, die Trassierungen und Projekte ausarbeiteten, auf welche auch in den Schreiben verwiesen wird. Bei allen sollte die Bahn die Stadt Horn nicht berühren, sondern „*auf der projektierten Linie durch den Wald*“ von Pulkau über Kainreith, Wappoltenreith nach Göpfritz führen.

¹³⁾ Oswald Knauer, Das Österreichische Parlament von 1848–1966 (Wien 1969) S. III : Dr. Ignaz Kaiser, Notar in Wien, Reichsratsabgeordneter für NÖ 1861–1879.

¹⁴⁾ Siehe Anm. 8.

¹⁵⁾ Anneliese Schaden, Die Finanzierung der k. k. priv. Kaiser-Franz-Josef-Bahn 1866–1884 (ungedr. Diplomarbeit, Univ. Wien 1992) S. II.

In jeder Petition wird der *„bisherigen Einwendung, daß die Ausführung einer Eisenbahn durch das Horner Becken wegen der Senkungen und Steigungen des Terrains nicht thunlich sei“*; entgegengehalten, die Stadtgemeinde Horn habe sie *„durch ein auf ihre Kosten angefertigtes ausführliches Nivellement, welches sie den Concessionswerbern Herren Klein eingeschickt hat, vollständig beseitigt“*, und es wird betont, daß *„der Bau durch das Thal von Horn weit geringere Hindernisse findet, wie auf der böhmischen Westbahn in jüngster Zeit und die für weit größere Strecken besiegt wurden“*.

Zurückkommend auf die Bemerkung, daß die Stadtgemeinde Horn ein Nivellement *„auf ihre Kosten“* anfertigen ließ, ergibt sich die Frage, wer diesen Auftrag erhielt. Am 19. Dezember 1862 wurde der Horner Baumeister Johann Semelrock vom Stadtvorstand mit der Anfertigung eines Längenprofils und Nivellements für eine Eisenbahntrasse durch das Horner Becken beauftragt.¹⁶⁾ Stadtbaumeister Johann Semelrock war u. a. seit 1862 Gemeinderat¹⁷⁾ und 1865 erster, allerdings ernannter Feuerwehrkommandant, wodurch die Gründung dieser Feuerwehr trotz anfänglicher Begeisterung nur von kurzer Dauer war.¹⁸⁾ Ab 1867 war er selbst beim Bau der Kaiser Franz Josef-Bahn tätig.¹⁹⁾

Ein sich mit anderen Worten immer wiederholender Einwand in den Schreiben der Stadtgemeinde ist, *„Horn wird, von der einen Seite durch das Gebirge und dem Kampfluß von jedem Zuflusse (wirtschaftlich gesehen) geschieden, auf der anderen Seite in einer Entfernung von ca. 3 Stunden durch die Bahn abgesperrt“* und *„in Kürze zu Grunde gehen, weil sich für den landwirtschaftlichen Markt und die Befriedigung des Bedürfnisses an gewerblichen Erzeugnissen sehr bald neue Verkehrsorte zu nächst der Bahnstation bilden müssen“*.

Allen Eingaben gemeinsam ist noch das Argument der Außerachtlassung *„der noch industriell toten Wasserkraft des Kampflusses“* sowie der Berücksichtigung *„der armen, aber fleißigen Uferbevölkerung“* und des *„am Kampflusse befindlichen gewerbefleißigen Marktes Gars“*.

Im Schreiben vom 11. Juni 1863 an das *„Hohe kk. nö. Statthalterei Präsidium“* wird nebst den bereits bekannten Begründungen auf das wegen seiner *„vorzüglichen“* Bodenerträge *„weit höher besteuerte Becken von Horn“* verwiesen. Umgekehrt trat man ebenso für einen sparsamen Umgang mit Steuergeldern ein, wenn vermerkt wird, daß zwischen der Bahnstation und dem Sitz der Behörden eine mindestens dreistündige Entfernung besteht und deshalb eine Verbindung hergestellt und unterhalten werden muß, da die geplante Variante nicht nur für *„den öffentlichen Dienst sondern auch für den Staatsschatz von Nachtheil“* ist. Der Bittbrief schließt wieder mit dem Wunsche, *„daß zum Schutz der Stadt Horn und ihrer Umgebung die Wahl der Bahnlinie durch das Becken von Horn eine Bedingung der Concessions Ertheilung werden möge“*.

Zwei undatierte Konzepte für Bittschriften

Aus dem Folgenden ist ersichtlich, wie die Stadtvertretung bemüht war, der Kaiser Ferdinand-Nordbahngesellschaft und dem Handelsministerium aufzuzeigen und es ihnen

¹⁶⁾ Stadtarchiv Horn, Hs. 1/23 (Ratsprotokolle 1849-1864).

¹⁷⁾ Karlheinz Hulka, Johann B. Semelrock (1827-1871). Ein Horner Baumeister der Gründerzeit. In: Wv 43 (1994) S. 34-48, hier S. 47.

¹⁸⁾ Siehe Anmerkung 16.

¹⁹⁾ 1873/1973 100 Jahre im Dienst am Nächsten. Festschrift anlässlich des 100jährigen Bestandes der Freiw. Feuerwehr der Stadt Horn (Horn 1973) S. 44.

förmlich schmackhaft zu machen, daß es auch eine logische Konsequenz und in ihrem Interesse sei, die Eisenbahn in das Horner Becken und möglichst nahe an die Stadt zu bringen.

Im Horner Stadtarchiv finden sich zwei undatierte Konzepte für Briefe, und zwar an die „Löbliche Direktion der a. p. Kaiser Ferdinand-Nordbahn“ und an „Seine Excellenz den kais: könig: österr: Herrn Handelsminister“, von denen — aufgrund anderer Schreiben — angenommen werden kann, daß sie im Oktober 1863 verfaßt worden sind.

Im Brief an die „Löbliche Direktion der a. p. Kaiser Ferdinand-Nordbahn“ heißt es: „[. . .] Es ist wohl allerdings möglich, daß die Bahnmeile durch das Horner Becken einen größeren Baukosten-Aufwand erfordere, als auf der projektierten Linie durch den Wald“, aber die Eisenbahngesellschaft „im wohlverstandenen eigenen Interesse“ nicht „eine Bahnlinie wählen wird,“ die „das in steter Zunahme begriffene kommerzielle Leben eines nicht unbedeutenden Landstrichs“ und „auch die auf den Verkehr nicht ohne Einfluß bleibende Benützung einer Wasserkraft durch zu große Entfernung unmöglich macht“.

Die Stadtverwaltung Horn machte sich aber auch zum Sprecher für andere Gemeinden und suchte damit Verbündete und Unterstützung für ihr ehrgeiziges Projekt, endlich die Kaiser Franz Josef-Bahn in ihre unmittelbare Nähe zu bringen:

„An Seine Excellenz
den kais: kön: österr: Herrn Handelsminister

[. . .] Die ausschließlich von Gewerbe & Handel treibender Bevölkerung bewohnte Stadt Horn, die unter dem Namen ‚Becken von Horn‘ bekanntem Thale, welches nebst dem die Märkte Gars, St. Marein, Röhrenbach und Neupölla und viele, darunter bedeutende Dorfschaften mit dem fruchtbarsten Boden und dem Kampfluß enthält, wird samt dem ganzen Thale dem sicheren Rückgange entgegengetrieben, wenn die Bahn in Richtung Pulkau [. . .] Göpfritz geführt werden sollte. In südwestlicher Richtung von dem Gebirge und dem Kampflusse eingeschlossen, wird der Stadt und dem Thale mit einer von Ost nach West führenden 3 Stunden entfernten Bahn der für die Prosperität maßgebende Zufluß aus der nördlich und nordwestlich gelegenen Gegend abgeschnitten und einer im erfreulichen Wachstum und Fortschritte begriffenen Bevölkerung der kommerzielle Tod bereitet. [. . .] Das Land Niederösterreich und insbesondere das Vömb. ist nicht reich an Handel und Gewerbe pflegenden Städten und auch sind solche Orte für die Aufnahme des Bevölkerungsüberschusses zur Erweiterung des öffentlichen Wohlstandes eine volkswirtschaftliche und staatspolizeiliche Nothwendigkeit. [. . .]

Die Stadt Horn ist der Sitz der kk. Behörden, einer Sparkasse, landwirtschaftlicher Vereine, größerer Märkte, Gymnasiums und in kürzerer Zeit einer Realschule zur Bildung der gewerblichen Jugend. Sie wird voraussichtlich auch berufen sein, der Sitz der Verwaltungsbehörde [. . .] der einzigen an der Straße von Stockerau bis an die Landesgrenze zu werden. [. . .]

Die Verbindung der Verwaltungsbehörden und der Gerichte mit der Bahn und der dabei befindlichen Telegraphenleitung ist in der Gegenwart schon und noch mehr in nächster Zukunft eine unabwendbare Nothwendigkeit. Diese Autoritäten werden aber ihren Sitz in Horn haben müssen, weil ein anderer geeigneter Ort nicht existiert. [. . .] Die Vertretung der Stadtgemeinde Horn wendet sich vertrauensvoll an den Minister den die Gnade Sr. kk. Apost. Majestät zur Obsorge für das materielle Wohl seiner Völker berufen hat [. . .] mit der ehrsamstvollen Bitte um Schutz vor dem drohenden Unglücke dadurch, daß die Wahl der

Bahnlinie [durch] das Becken von Horn eine Bedingung der Concessionsertheilung werden möge.“ [. . .]

Am Ende dieser Bittschrift wird noch auf die „*frühere amtliche Thätigkeit des verehrungswürdig gebliebenen erlauchten Herrn, der die hierortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt*“, verwiesen.

Der Handelsminister (4. 2. 1861 — 20. 10. 1863) Matthias Constantin Capello Graf Wickenburg kannte die Horner Verhältnisse und deren Bedürfnisse aus seiner Tätigkeit als Kreishauptmann im Viertel Obermanhartsberg mit dem Sitze in Krems. Schon 1824 war er, erst achtundzwanzigjährig, niederösterreichischer Regierungsrat geworden. Während seiner mehr als fünfjährigen Tätigkeit als Kreishauptmann für das Waldviertel kam es u. a. zum Straßenbau von Waidhofen/Thaya zur böhmischen Grenze und jenem über Eggenburg nach Znaim.²⁰⁾

Der Unternehmer Josef Lammer verfaßt eine Petition

Ein engagierter Befürworter der Horner Interessen war, wie bereits erwähnt, der Unternehmer Josef Lammer. Am 6. Juli 1863 drückte er in einem Brief an seinen Schwager, den neuen Horner Bürgermeister Joseph Kirchner, sein Bedauern darüber aus, daß er nicht an der kürzlich in Wien stattgefundenen Petition teilnehmen konnte. Er habe aber nachher mit dem Reichsratsabgeordneten Leopold Edler von Mende²¹⁾ ein Gespräch geführt, in welchem dieser ihm eine Petition an den Reichsrat vorschlug.

Mende war nämlich Mitglied des Petitionsausschusses und hatte dadurch die Möglichkeit, den Reichsrat zu einer solchen Aktion zu veranlassen. Lammer verfaßte daher eine Petition und legte sie dem Brief mit dem Ersuchen bei, daß der Stadtvorstand von Horn diese revidieren oder auch so belassen solle. Nach Abfassung einer Reinschrift soll sie mit den nötigen Unterschriften und dem Stadtsiegel versehen werden. Lammer machte sich darüberhinaus auch erbötig, schnellstens die Unterschriften von den anderen Gemeinden zu besorgen, um die Petition baldigst durch die Abgeordneten Dr. Kaiser oder Mende dem Reichsrat zuzuführen. Die Petition faßte die schon bekannten Argumente und Trassenvorschläge (Donau-Kamptal-Variante) zusammen, um sie so dem Ausschuß zur Kenntnis zu bringen.

Die Einbindung anderer Gemeinden in das Horner Bahnprojekt

Im Anschluß an die genannten Schriften finden sich in der Ablage des Stadtarchives Horn die entsprechenden Erwidierungen, und zwar die der Kaiser Ferdinand-Nordbahngesellschaft vom 10. November 1863 und die des Bezirksamtes Horn vom 8. März 1864, aufgrund eines Erlasses des Handelsministeriums. Die erstere bezieht sich auf die „*Collectiv-Eingabe der Gemeindevertretungen Allentsteig, Zwettl, Gföhl, Hadersdorf, Gobelsburg, Langenlois, Schönberg, Plank, Gars und Horn vom Oktober d. J.*“ [= 1863] und hält darin fest, daß „*die in dem genannten Memorandum bezeichnete Trace einer Prüfung unterzogen, und soweit es mit den Interessen der Kaiser Ferdinand-Nordbahn vereinbarlich ist, berücksichtigt werden wird*“. Ähnliches ist auch dem Erlaß des Handelsministeriums zu entnehmen.

²⁰⁾ Konstant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich. 55. Theil (Wien 1887) S. 228 f.

²¹⁾ Leopold Edler von Mende, Oberstaatsanwalt in Wien, Reichsratsabgeordneter 1861-1863 für die Landgemeinden. Geb. am 9. 6. 1816, Kirchberg/Pielach, gest. 1893. Siehe Anm. 12.

Am 4. August 1864 teilt Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein dem Stadtvorstand mit, er habe vom Fürsten von Schwarzenberg aufgrund seiner Intervention die Benachrichtigung erhalten, daß dieser den mit Eisenbahnangelegenheiten betrauten Dr. Grois in Wien auf das Gesuch der Stadtgemeinde Horn besonders aufmerksam gemacht hat. Er erwarte, daß dieser das Geeignete veranlassen werde. Graf Hoyos-Sprinzenstein bemerkt dazu lobend: „Ohne Zweifel sind die inzwischen vorgenommenen Arbeiten eine Frucht dieser Wertung.“ Gleichzeitig verspricht er, sich zu gegebenem Zeitpunkt mit aller Energie zu bemühen, die für das Gedeihen der Stadt Horn notwendige Route durchzusetzen.

In diesem Schreiben wird auf ein Gesuch der Stadtgemeinde Horn Bezug genommen, bei dem es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um jene undatierte „*Denkschrift und Bitte*“ handelt, die „*An die hohe Gesellschaft Österreichischer Cavaliere zur Vornahme von Studien für die Erbauung einer Eisenbahn Wien — Budweis — Prag*“ gerichtet worden ist.

Wegen ihrer ausführlichen und anschaulichen Argumentation wird die Denkschrift im folgenden auszugsweise wiedergegeben. In ihr wird darauf Bezug genommen,

„[. . .] daß die Bahn von ihrem Eintritt in das Vomb. bis auf die Höhen und Wasserscheiden von Göpfritz, auf den von Horn in einer Entfernung von mehreren Wegstunden befindlichen Rücken des Manhartsgebirges mit den wesentlichsten Krümmungen, Einschnitten, Steigungen und sonstigen keineswegs geringfügigen Hindernissen tracirt wurde, während die um ca 2 Meilen längere Linie durch das Becken von Horn keine Berücksichtigung finden konnte.

[. . .] es wurde von den betreffenden Ingenieuren [. . .] vorgeschützt, daß eine Bahn [. . .] wohl anstandslos in das Becken von Horn hineingeführt, aber — wegen der Kürze des Beckens die Steigung in nordwestlicher Richtung nicht zu überwinden sei — anderentheils wurde wegen der Verbindung mit Znaim das Schmidathal verlassen und die Linie über Oberhollabrunn gewählt, wodurch die Berücksichtigung des Horner Beckens wesentlich erschwert worden ist.

Nachdem die Eignung des Horner Beckens hinsichtlich der Steigungsverhältnisse weder mit Grund behauptet noch in Abrede gestellt werden konnte, [. . .] so hat die Stadt Horn zu ihrer eigenen Beruhigung die Nivellierung einer Trace [. . .] im Anschlusse an die Projekte der Kleinschen Aufnahme anfertigen lassen. Das Längen-Profil [. . .] und der Situationsplan über diese Linie werden [. . .] ergebenst vorgelegt, und es wird daraus klar ersichtlich, daß [. . .] das Horner Becken für eine Eisenbahn benützbar sei.

Es ist nun gewiß ein großer und für die betroffene Bevölkerung sehr erfreulicher Unterschied, ob die Häupter der höchsten und angesehensten Familien und Häuser des Reiches eine Bahn traciren lassen.“

Nach dieser Einleitung und „*Darlegung*“ einer neuen, für die Stadt Horn so nachteiligen Projektvariante, nämlich der von Stockerau über Oberhollabrunn (heute Hollabrunn), wegen einer kürzeren Verbindung nach Znaim und damit zwangsläufig nördlich von Horn, wird im folgenden vehementest, ja sogar etwas überheblich verletzend, für die Horner Bahnlinie argumentiert:

„Die von dieser hohen Gesellschaft abgeordneten Ingenieure haben vermuthlich mit Benützung der früheren Aufnahme der Herrn Gebrüder Klein abermals die Linie gewählt, welche das Schmidathal verlassend in der Richtung von Eggenburg, Rodingersdorf, Pernegg, Blumau, Göpfritz [. . .] durch eine Gegend führt, in welcher ein auf der untersten Stufe befindlicher Ackerbau mit sterilem Boden, [. . .] eine dünn verbreitete Bevölkerung mit einer den primitivsten Zuständen entsprechenden Bildung ohne allen Handels oder gewerb-

lichen Tätigkeit, in kleinen schlecht gebauten Dörfern lebend, spärlich ernährt; mit einer Bevölkerung welche es fast ausschließlich als einen Schicksalsfluch betrachtet, wenn durch ihre Wälder, Äcker und Weiden eine Eisenbahn führt. [. . .] Berge ohne Schatz, Äcker ohne Kraft, ein weit unter der Mittelmäßigkeit stehender Viehbestand und eine dem allen entsprechend spärliche Bevölkerung bilden auf einem so weiten Landstriche die Umgebung einer Bahn. [. . .]“

Dann wird die gewünschte Trassenführung beschrieben: Es soll die Bahn bei Gettsdorf das Schmidatal verlassen, anschließend dem Ravelsbach folgen, von Eggendorf aus die Einsattelung des Manhartsberges bei Kleinburgstall erreichen und schließlich ohne bedeutende Bauobjekte nach Horn gelangen.

Der Verfasser dieser Bitt- und Denkschrift zählt in ebenso überschwenglicher Weise die Vorteile seiner Region auf wie die Nachteile der Trassenführung der Gebrüder Klein im Norden von Horn: *„In nächster Nähe dieser Linie der industriell noch gar nicht genützte Kampfluß mit der stetigsten und nutzbarsten Wasserkraft im Lande die einer für jetzt unberechenbaren Verwendung fähig ist, sobald die jede Industrie belebende Communication geschaffen wird, mit Naturschönheiten die zu den ersten Österreichs zählen [. . .] durch eine Eisenbahn verbunden, bald von den Residenzbewohnern gerne gesucht werden würden — zu beiden Seiten der Linie die Herrschaftsbesitze von Ravelsbach und Maissau, Harmannsdorf und Buchberg, Stockern und Breiteneich, Horn und Stift Altenburg [. . .] — der humusreiche Boden und eine blühende Agrikultur [. . .] die Marmorbrüche am Kamp, [. . .] der Graphit-Bergbau von St. Marein und Atzelsdorf, [. . .] der mit vielen tausend Zentnern einen Export Artikel bildet. Die eine in erfreulichem Fortschritte begriffene Handels & Gewerbstätigkeit besitzenden Städte Horn und Allensteig, die Märkte Gars, St. Marein, Röhrenbach und Neupölla, eine wohlhabende dichte und empfängliche Bevölkerung [. . .] die seit Jahrzehnten den Segnungen einer Eisenstraße entgegenhofft.“*

Nicht ganz geklärt ist allerdings der zeitliche Zusammenhang dieser Denkschrift mit dem Brief von Graf Hoyos-Sprinzenstein. Es wird nämlich die ältere Trassierung der Bahn über den Manhartsberg bei Kleinburgstall vorgeschlagen und die neuere Donau-Kamptal-Linie außer acht gelassen, vielleicht um ein zweites Eisen im Feuer zu haben, oder die Denkschrift müßte vor dem 26. Februar 1862 abgefaßt sein. Dem aber widerspricht der Zeitpunkt der Gründung des Konsortiums Schwarzenberg (Ende 1863).

Verhaltener Tadel an der Handels- und Gewerbekammer

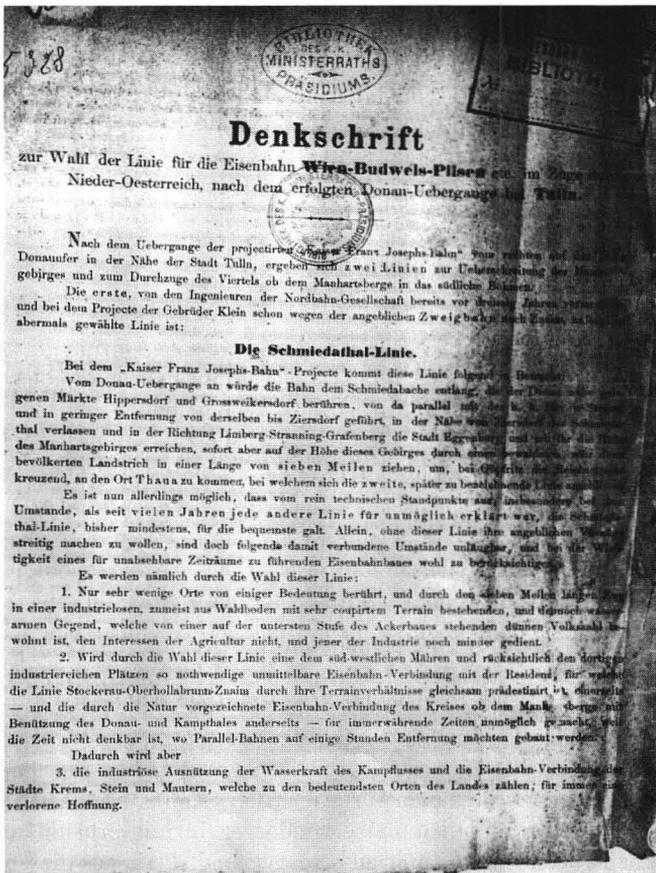
Nach der Sitzung der n.ö. Handels- und Gewerbekammer am 17. November 1864 richteten die betroffenen Gemeinden an diese — nachdem sie die ministerielle Denkschrift über die Vervollständigung des österreichischen Eisenbahnnetzes erhalten hatte — die Bitte, sich weiterhin für die Wahl der Donau-Kamptal-Linie zu verwenden. Die Bittsteller bedanken sich zwar für den auf wirtschaftliche Überlegungen gegründeten wiederholten Einsatz, melden aber ihre Bedenken wegen eines zu zaghaften Verhaltens der Kammer an. Es habe nämlich den Anschein, als wären die vermeintlich unüberwindbaren Terrainverhältnisse und das Problem einer Zweigbahn nach Znaim dafür ausschlaggebend. Eben aus diesen Gründen konnte auch eine technische Untersuchung des Kamptales durch die Gebrüder Klein nicht erreicht werden.

Nun aber war es *„für die Gefertigten ein erfreuliches Ereignis, als das Consortium Schwarzenberg die Concession für die Vorarbeiten einer Bahn Wien — Budweis — Pilsen*

erlangte“, obgleich die Ingenieure dieser Unternehmung ebenfalls das Schmidatal bevorzugten. Aber auf die Bitte der Gemeindevertretung der Stadt Horn hin ordnete Fürst Schwarzenberg die technische Untersuchung und eine Detailtrassierung der Kamptal-Linie, beginnend bei Kammern, an. Diese Arbeiten seien beendet, und „der hindernde Anschein“ dieser Trasse sei verschwunden. Desgleichen liege eine fertige Planung für eine Verbindung Kammern — Krems vor, und das Konsortium Schwarzenberg bemühe sich bereits um die Bau- und Betriebskonzession. Die gefertigten Gemeinden wollten nun die „Hohe Kammer“ von diesen Vorgängen und Ergebnissen in Kenntnis setzen und die Bitte daran knüpfen, ihren Einfluß im Sinne der Trasse über Horn geltend zu machen.

Leider nur ein Erfolg von kurzer Dauer

Das Jahr 1865 beginnt wieder mit einem regen Schriftverkehr. Die Stadtvertretung Horn war nun im Verein mit den anderen interessierten Gemeinden bemüht, ihren Erfolg,



Denkschrift der an der Donau-Kamptal-Linie liegenden Gemeinden, Jänner 1865 (siehe Anm. 22)

erwirkt durch die „Huld Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Schwarzenberg“, kundzutun. Es wurden die technische Untersuchung sowie die Detailplanung abgeschlossen und die Eignung des Kamptales für die nach Budweis zu errichtende Eisenbahn festgestellt. Dies veranlaßte die Stadtväter einer gedruckten „Denkschrift zur Wahl der Linie für die Eisenbahn Wien — Budweis — Pilsen etc. im Zuge der Donau-Übergänge bei Tulln“²²⁾ zu verfassen, die u. a. einem Schreiben „An den hohen n.ö. Landes-Ausschuß in Wien“ beigelegt wurde. Mit der Bitte, „die in der zuliegenden Druckschrift enthaltenen Auseinandersetzungen einer geeigneten

²²⁾ Bibliothek der General-Direktion der Österreichischen Bundes-Bahnen, II/1a 5328.

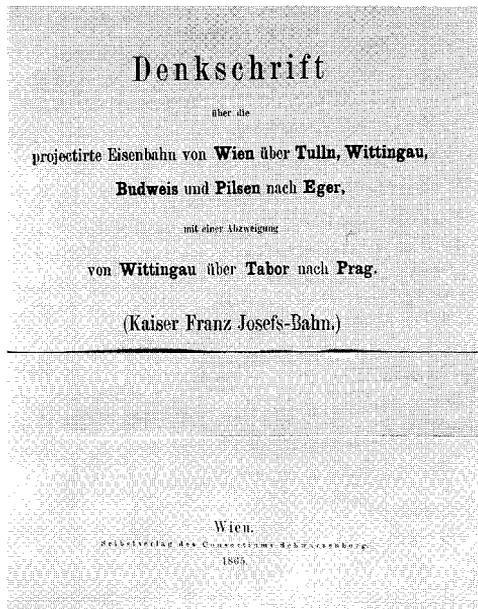
Würdigung unterziehen zu wollen“, endet der Brief. Eine Antwort erfolgte bereits am 26. Jänner 1865 mit dem Hinweis, daß die Petition dem Herrn Statthalter „mit dem Ersuchen abgetreten wurde, dafür zu sorgen, daß dem diesfälligen Wunsche der Gemeinde die geneigte Berücksichtigung zu Theil werde“:

Am 30. Jänner 1865 erhielt Graf Hoyos-Sprinzenstein neuerlich ein Schreiben der Stadtgemeinde mit der Bitte, das beiliegende Gesuch dem Konsortium Schwarzenberg vorzulegen, und man sprach dem Grafen den „wärmsten Dank, für die Mühen und Kämpfe zu Gunsten der in ihren Lebens-Interessen bedrohten Stadt“ aus.

Ebenfalls am 30. Jänner 1865 erging an das „Hohe kk. Handelsministerium“ wieder eine Bittschrift mit der gedruckten Denkschrift als Beilage. Es wurde, wie im Schreiben an den n.ö. Landes-Ausschuß, „diese von der Natur vorgezeichnete, jedoch vielfach verschriene Linie“, nämlich die Trasse entlang der Donau durch das Kampptal in das Horner Becken, vorgestellt. Zum Schluß wurde gebeten, die „Tracirungs Elaborate“ vom Konsortium Schwarzenberg-Lanna anzufordern „und nach genauer Würdigung der von dieser Linie gebotenen Vortheile“ zu begünstigen.

Die Donau-Kampptal-Linie kommt zu Fall

Über weitere Initiativen seitens der Gemeinde oder über Äußerungen der von ihr angeschriebenen Institutionen geben die vorhandenen Archivalien keine Informationen. Lediglich die „Denkschrift über die projectirte Eisenbahn von Wien über Tulln, Wittingau, Budweis und Pilsen nach Eger, mit einer Abzweigung von Wittingau über Tabor nach Prag. (Kaiser Franz Josefs-Bahn.) Wien. Selbstverlag des Consortiums Schwarzenberg. 1865“²³⁾



Denkschrift des Consortiums Schwarzenberg, 1865

²³⁾ Ebenda.

gibt Nachricht vom Scheitern der Bemühungen der Horner Bürgermeister Koranda und Kirchner im Verein mit der jeweiligen Stadtvertretung sowie mit den später auf den Plan gerufenen Gemeinden des Waldviertels und des Kamptales inklusive der Stadt Krems. Die Begründung für die Ablehnung der Donau-Kamptal-Linie in der zitierten Denkschrift des Konsortiums Schwarzenberg lautet:

„Ueber das Project, die Trace der Bahn in Unterösterreich theilweise durch das Thal des Kamp-Flusses und Taffabaches zu führen.

Nachdem die Vortheile dieser Linie vielseitig empfohlen und wegen Ausführung derselben auch Petitionen überreicht worden sind, so mussten hierwegen ebenfalls Untersuchungen stattfinden. Die erhaltenen Resultate waren aber der Art, dass das unterzeichnete Consortium sich bewogen fand, die Bahnrichtung entlang des Schmiedabach-Thales vorzuziehen. Die sehr scharfen Wendungen des Kampflusses und die dortigen steilen Felsenabhängige würden die Anlage von vier Tunnels in der Länge von 1090 Klaftern (= 2067 m) und die viermalige Uebersetzung des Flusses mit langen und hohen, also sehr kostspieligen Brücken erheischen, ebenso wären die erforderlichen Uebersetzungen des Mödring-, dann des kleinen und grossen Taffabach-Thales bedeutende Objecte. Dabei könnte die Stadt Horn auch nicht berührt werden, denn sie würde noch immer 900 Klafter (= 1707 m) entfernt bleiben. [...]

Die Kamp-Linie liegt auf einem grossen Theile ihres Laufes in felsigem Boden, während die Schmiedathal-Trace auf sanften Berglehnen dahinzieht und keinen Tunnel, keine Flussbrücke, sondern nur die beiden Thalübergänge bei Maissau und Eggenburg zu überwinden hat.

Endlich muss bei der letztgenannten Linie besonders hervorgehoben werden, dass sie eine bequeme und kurze Abzweigung nach Znaim und weiter gestattet, welche bei der Kampbahn gar nicht ausführbar wäre. [...]“

Das Projekt war gescheitert. Aus dem zitierten Schriftverkehr geht aber klar hervor: Die Bürgermeister Koranda und Kirchner und die Horner Stadtvertreter waren nicht die Verhinderer des Eisenbahnzeitalters in ihrer Stadt und deren Umgebung, wie sie als solche ungerechtfertigt heute noch immer hingestellt werden. Sie waren vielmehr weitblickende Verkünder des Fortschritts und erkannten rechtzeitig die wirtschaftlichen Chancen des „Anschlusses durch eine Eisenstraße an den Weltverkehr“, der ihnen aber für fast zwei Jahrzehnte versagt blieb. Nicht die Horner Stadtvertretung hat die Führung der Franz Josef-Bahn über Horn verhindert, sondern es wurde einfach der kürzeren, weniger kostspieligeren, technisch einfacheren und damit wirtschaftlicheren Trasse durch das Tal des Schmidabaches der Vorzug gegeben.

Was schreibt Theodor Gettinger²⁴⁾ in seinem Touristenbuch ein Jahr nach der Eröffnung der Franz Josef-Bahn? „Es kann bei dieser Gelegenheit überhaupt bemerkt werden, daß unter den österreichischen Bahnen sich kaum eine befinden dürfte, welche so wenig Rücksicht auf die Bedürfnisse des Localverkehrs genommen hatte.“

Für Horn blieb nach Jahren der intensivsten Bemühungen nur ein kleiner Trost: die Stationsbezeichnung Sigmundsherberg — Horn.²⁵⁾ Notgedrungen gaben sich die Horner

²⁴⁾ Theodor Gettinger, Der Tourist der Kaiser Franz Josef-Bahn zw. Wien und Gmünd; nebst Ausflügen in die Thäler der Pulkau und der Thaya, des Kamp und der Krems (Wien 1872) S. 15.

²⁵⁾ Manfred Schuh, Ein Streifzug durch die Fahrplangeschichte. In: 125 Jahre Franz Josef-Bahn (Sigmundsherberg 1995) S. 101.

damit zufrieden bis an den „Tag von hoher Bedeutung“, nämlich den 16. Juli 1889, als die Stadt „durch die Eröffnung der Kampthalbahn in den Weltverkehr miteinbezogen“ wurde.²⁶⁾

Bereits ein Jahr später nennt „Der Bote aus dem Waldviertel“ am 1. August 1890 die Bahnhofsbezeichnung Sigmundsherberg-Horn einen „Übelstand“, weil häufig Gepäckstücke deswegen in Sigmundsherberg liegen bleiben und es den Reisenden genügt, von den Schaffnern aufmerksam gemacht zu werden, hier umsteigen zu müssen, sofern sie nach Horn wollen.

Am 15. Oktober 1891 schreibt die gleiche Wochenzeitung: „Endlich! Die bisherige Bezeichnung der zwischen Hötzelsdorf und Eggenburg gelegenen Station Sigmundsherberg = Horn wurde vom 1. d. M. an in ‚Sigmundsherberg‘ umgeändert, eine Änderung, welche sehr nothwendig war.“ Somit war das Selbstwertgefühl der Horner Bevölkerung und seiner Stadtvertretung endgültig hergestellt, besaß sie doch nun selbst einen eigenen Bahnhof!

²⁶⁾ Die Eröffnung der Kampthalbahn. In: Der Bote aus dem Waldviertel 12. Jg., Nr. 279 (1. 8. 1889).

Willi Engelmayer

Die neugestaltete Nordeinfahrt von Schweiggers

Die neue Anlage befindet sich auf einem historisch sehr bedeutsamen Platz von Schweiggers. Der Ortsteil, heute „Zeile“ genannt, wird in Urkunden aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also vor mehr als 750 Jahren, das „Gaidorf“ genannt, welches in der Talmulde der Thaya, am Fuße des Kirchberges und der Burg der Ritter zu Schweiggers als Breitangerdorf von den Erstsiedlern aus dem Adelsgeschlecht der Kuenringer als Ursiedlung „Swichers“ angelegt wurde.

Auf dieser Stelle stand bis vor mehreren Jahren ein unbewohnter, teils verfallener Bauernhof, der im Zuge des Straßenneubaues und der Neugestaltung der Nordeinfahrt abgetragen wurde. In diesem Zusammenhang wurden nach einem Konzept des Architekten Dipl.-Ing. Karl Stransky an beiden Seiten der Straße weiße Sandsteinsäulen aufgestellt, welche eine optische Barriere für die einfahrenden Autofahrer darstellen sollten.

Als der Kanalbau aktuell wurde, mußten diese Säulen einem unterirdischen Wasserbecken Platz machen und daher einer neuen Funktion zugeführt werden. Es war schon sehr lange ein Wunsch der Wirtschaftstreibenden von Schweiggers, an einem geeigneten Platz einen „Zunftbaum“ aufzustellen, welcher das alte und das neue Markt-, Handels- und Gewerbezentrum im Kreuzungspunkt zwischen Zwettl — Weitra — Gmünd — Schrems bzw. Vitis dokumentieren sollte. Aufgrund eines vernünftigen und zielstrebigen Zusammenwirkens der Gemeindevertretung, der Wirtschaftstreibenden und weiterer kompetenter Kräfte entstand das Projekt dieser „Gewerbeinsel“ am Ufer der jungen Thaya.

Anstelle eines Zunftbaumes wurden die vorhandenen Sandsteinsäulen zu „Zunftsäulen“ für das Handwerk von einst und jetzt umgeformt und bildeten eine wirkungsvolle opti-

sche Barriere. Eine neuartig gestaltete Informationswand zeigt ein sehr reges Wirtschaftsleben in der Gemeinde Schweiggers auf — es sind heute laut Statistik 57 angemeldete Gewerbebetriebe in den Sektionen Handel, Gewerbe, Industrie, Verkehr, Tourismus vertreten. Die bereits vorhanden gewesene Pergola ladet mit ihren Sitzbänken zu einer geruh-samen Erholungspause ein. Diese neue Nordeinfahrt im ältesten Teil von Schweiggers bildet mit dem Blick auf Kirche, Pfarrhof, Gehöfte und Baumgruppen ein harmonisches Wahrzeichen, in welchem Vergangenheit und Gegenwart, aber auch die zukunftsorientierte Zusammenarbeit von Gemeinde und Wirtschaft in Schweiggers geprägt sind.

Die Geschichte der Zunftwappen reicht in Europa zurück bis ins 13./14. Jahrhundert. So wie schon vorher sich die Ritter- und Adelsgeschlechter durch Wappen deklarierten und identifizierten, hat sich der Handwerkerstand zu Zünften, Gilden, Innungen und Bruderschaften zusammengeschlossen und die Zusammengehörigkeit durch Gemeinschaftswap-pen bekundet und dokumentiert. Es entstand ein ganz neuer Zweig der Heraldik, und die Grafiker, Schildermaler und Siegelgraveure überboten einander mit fantasievollen Darstel-lungen von Erkennungszeichen für die vielfältigen Handwerker. In einer Art von Bilder-schrift (Lesen und Schreiben war der allgemeinen Bevölkerung fremd) schuf man heraldi-sche Embleme, welche kennzeichnendes Werkzeug oder typische Produkte des Handwer-kes enthalten.

Schweiggers war einmal nicht nur eine Urfarre (sie erstreckte sich bis Großschönau und Waldenstein), der Ort war schon ab dem 13. Jahrhundert ein Handwerker-Zentrum für die Selbst- und Nahversorgung. Diese wirtschaftliche Entwicklung symbolisieren die Dop-pelspiralen an den Sandsteinsäulen. Zwischen den Spiralgängen sind die Zunftwappen



Schweiggers: Zunftsäulen

angeordnet. Die rechte Säule zeigt eine Auswahl der Handwerke aus vergangener Zeit. Am frühesten entstanden die Zeichen für Gewerbe, welche sich um das leibliche Wohl des Menschen kümmerten. Die dem Ort zugewandte Seite enthält die Zeichen für Müller, Fleischhauer, Brauerei, Weberei (1680 vereinigte die Weberzunft zu Schweiggers 35 Webermeister), Faßbinder, Schneider und Färber. (Robert Hamerling setzte einem Färber von Schweiggers ein berühmtes literarisches Denkmal in seinem Epos „König von Sion“, nachdem er diesem zufällig im Laden seines Vettres am Marktplatz begegnete, als er einen Kessel kaufte. Hamerling war von dessen freireligiösen Gedankengängen sehr beeindruckt.)



Nymphe „Thaya“ bei der ersten Thayabrücke in Schweiggers
(Alle Fotos: Willi Engelmayer, Schweiggers)

Die der Einfahrt zugewandte Seite enthält die Wappen der wichtigen materialverarbeitenden Gewerbe für Holz, Eisen, Leder und Stein (denken wir an die Herstellung der vielen Steintröge für Wasser und Futter, für Sauerkraut, an die vielen Gartensäulen, Stufen, Tür- und Toreinfassungen, an die schönen Bildstöcke und Grabeinfassungen aus heimischem Granit). Die unterstrichenen Berufe an den weißen Tafeln bestehen noch heute.

Die linke Säule enthält die Zunftzeichen der Gegenwart. An der uns zugewandten Seite sind — in dieser Form zumindest im Waldviertel erstmalig! — die Embleme der Wirtschaftssektionen, in welchen die 57 Gewerbebetriebe von Schweiggers vertreten sind, dargestellt. Die Basis bildet ein über 2000jähriges Zeichen, der Merkurstab, für die Kaufmannschaft (Merkur war der römische Gott der Kaufleute und auch der Diebe). Es folgen die modernen, abstrakten Zeichen für die Bereiche Tourismus, Industrie, Handel, Gewerbe, Güterverkehr und als Gegenstück zur Basis das geflügelte rote W für die österreichische Wirtschaft an der Spitze.

Die gegenüberliegende Seite trägt die Zunftwappen von in Schweiggers dominierenden Betrieben, aus Platzmangel konnten nicht alle angeführt werden. Wir treffen an der Basis die Gastronomie, besuchen den Frisör und den Konditor, werfen einen Blick in die Bäckerei und zum Tischler, der Kfz-Mechaniker betreut unser Auto, die Elektrotechnik versorgt uns mit Energie-Komfort (dieses Zeichen hat übrigens eine Anleihe aus der griechischen Mythologie gemacht, die blitzesprühende Faust stammt vom Göttervater Zeus). Weitere Betriebe sind an der Informationswand durch Messingtafeln verewigt. Die unterstrichenen Berufe auf den blauen Tafeln haben auch schon in alter Zeit bestanden. Alle Wappen wur-

den nach authentischen Vorlagen in Zusammenarbeit mit der Handelskammer sorgfältig ausgewählt.

Für mich war es ein großes Abenteuer und ein besonderes Erlebnis, an der Gestaltung dieses Platzes mitzuwirken und diese Zunftsäulen zu schaffen, wofür ich allen Verantwortlichen vom Herzen Dank sage. Es sind fast auf den Tag genau fünf Jahre her, daß wir am 30. Mai 1991 am gegenüberliegenden Südeingang im Oberort von Schweiggers anlässlich eines Brückenfestes die von mir entworfene erste Thayabrücke mit der Nymphe „Thaya“ im Zusammenwirken von Marktgemeinde und Landesregierung präsentieren konnten. Daher bildet diese sogenannte Gewerbeinsel an der jungen Thaya ein wunderbares Gegenüber im Unterort an der Nordeinfahrt als ausgleichendes Gegengewicht, das ein wertvolles Aushängeschild für den zentralen Kreuzungspunkt Schweiggers darstellt.

Literaturhinweis

Der Swidger, Neuigkeiten aus unserer Heimatgemeinde Schweiggers, Folge 1 bis II (1986-1996).

Andrea Komlosy

Region: Zwischen Heimat und Kulisse

12. Internationale Sommerschule der Waldviertel Akademie

29. August bis 1. September 1996, Schloß Raabs/Thaya

Seit dem Jahr 1985 sind die Internationalen Sommerschulen der Waldviertel Akademie aus dem Kulturkalender des Waldviertels nicht mehr wegzudenken. Sie finden stets Ende August rund um das letzte Ferienwochenende statt. Als Tagungsort dient seit nunmehr neun Jahren der Rittersaal der malerisch auf einem Thayafelsen gelegenen Burg Raabs. Die jährlich stattfindenden Sommerschulen schaffen Raum für Begegnung, kontroverielle Diskussion und neue Ideen. Als Kristallisationspunkte der Debatte dienen dabei zentrale gesellschaftliche Fragen, die hier fern von partei- und tagespolitischen Zwängen diskutiert werden können. Die Themen umfaßten Heimat und Fremde, Glück und Geschlechtermythen, Religion, Phantasie u. v. a. m. Die spannenden Auseinandersetzungen unter Leitung des Kulturphilosophen Wolfgang Müller-Funk sorgten bald für internationales Renommee.

Um den Kontakt zum Waldviertel und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern zu vertiefen, griff die Waldviertel Akademie zunehmend Fragen auf, die mit der Region selbst zu tun hatten: kulturelles Erbe, Geschichte, Literatur, Leitbilder für die Zukunft. Als Veranstaltungsförm wurde der „Kulturstammtisch“ gewählt: er soll gewährleisten, daß das, was hier gesprochen wird, auch auf Widerrede stoßen darf. Weitere Arbeitsschwerpunkte der Akademie stellen seit dem Fall des „Eisernen Vorhangs“ Zusammenkünfte von österreichischen und tschechischen Kommunalpolitikern, Wissenschaftlern und Kulturschaffenden unter dem Motto „Grenze und Nachbarschaft“ dar. Dazu kommen Ausstellungen, Forschungsprojekte, Sprachkurse sowie Impulse für den Industrie-Kultur-Tourismus im österreichisch-tschechischen Grenzraum.

Nach mehr als zehnjährigem Bestehen ist die wissenschaftliche Leitung der Waldviertel Akademie 1996 von Wolfgang Müller-Funk auf die Wirtschafts- und Sozialhistorikerin Andrea Komlosy übergegangen. Damit verschieben sich die Arbeitsschwerpunkte stärker in Richtung der Beschäftigung mit Geschichte, Gegenwart und Zukunftsperspektiven der Region. Vortrag, Diskussionsveranstaltung und Symposium sollen in Zukunft mit Exkursionen, Wanderungen und Besichtigungen verbunden werden und Möglichkeiten einer neuen Form von Freizeitkultur eröffnen, die Schauen, Sprechen und Erleben als Grundelemente des Lernens fördert. Gleichzeitig soll die Tradition der internationalen Sommerschulen, für die das Waldviertel bisher zwar den Tagungsort, nicht aber das Tagungsthema darstellte, fortgeführt werden. Angestrebt wird jedoch eine Programmgestaltung, die eine Schnittstelle zwischen allgemeinen gesellschaftspolitischen Fragestellungen und der konkreten Region ermöglicht, in der die Veranstaltung stattfindet: dem Waldviertel.

In einer Zeit des Umbruchs der Weltwirtschaft (Stichwort Globalisierung), des Bedeutungsverlusts des Nationalstaates und der Stärkung supranationaler Regionalblöcke stehen wir vor dem Phänomen einer Neuordnung und eines neuen Zueinander-in-Beziehung-Tretens von Räumen. Das Thema „Region“ ist somit eines, das jeden und alle betrifft. Es ist von allgemeinem Interesse und erfordert gleichzeitig die ständige Verortung in konkreten Räumen, deren Entwicklungsmöglichkeiten und gegenseitiges Verhältnis einem permanenten Wandel ausgesetzt sind.

Sommerschule Region

Ihr Radius und ihre Bestimmungsmerkmale sind offen. Dennoch gibt es sie, die Region. Aus der Perspektive einer integrierten Regionalentwicklung, also *aus der Region heraus*, kann diese als *Heimat* begriffen werden; in Abgrenzung zum Bild von der heilen Welt und zur Funktionalisierung des Heimatbegriffs durch Blut & Boden-Ideologien sprechen junge Regionalisten lieber von *regionaler Identität*. Der Blick von *außen in die Region hinein* läßt diese wiederum stärker als *Rekreationsraum* erscheinen, als *Kulisse* und Ort, der unterschiedliche Ausgleichsfunktionen für die Ballungszentren erfüllt: Zuflucht, Tourismus, geistige Erneuerung, Müllablagerung. Ob als Heimat oder als Kulisse: vor Mythologisierung, Dämonisierung und politischer Funktionalisierung ist die Region nie gefeit — unabhängig davon, ob sich ihre Exponenten eher als beharrende oder als innovative Kräfte begreifen.

Wer von Region spricht, muß gleichzeitig auch ihr Verhältnis zum Staat sowie zum Prozeß der europäischen Integration definieren. Regionalisierungskonzepte als Antworten auf den *Raumverlust*, der mit der supranationalen politischen Integration gleichermaßen einhergeht wie mit der Globalisierung der Weltwirtschaft, artikulieren sich einerseits aus den Regionen selbst; Regionalisierung kann den Regionen aber auch von oben aufgepfropft werden.

Um die Region als Chance zu nutzen, ist es wichtig, ihren Platz im überregionalen Gefüge genau zu kennen. Es ist daher notwendig, über die Ränder der Region hinauszusehen — auf andere Regionen und auf die Welt als Ganzes.

Weil Literatur für die Herausbildung regionaler Identität eine zentrale Rolle spielt, wurden in die Debatte über Region auch Literatinnen und Literaten eingebunden. In der österreichischen Literatur hat es seit gut 30 Jahren eine Strömung zu internationaler Reputation gebracht, die *Anti-Heimat-Literatur*. Diese war ursprünglich ein kritischer Reflex auf die

Verklärung der Heimat, ist mittlerweile aber selbst zu einer bequemen Manier geworden. Heute müßte Regionalliteratur ihre Aufgabe darin haben, den Stellenwert der Region jenseits der alten Klischees der affirmativen Heimatliteratur einerseits und der neuen Klischees der sogenannten Anti-Heimat-Literatur andererseits zu erkunden.

20 Referentinnen und Referenten aus Österreich, Tschechien und Deutschland waren eingeladen, zu den oben skizzierten Fragen Stellung zu nehmen. Die Veranstaltung gliederte sich in vier Foren, in denen jeweils unterschiedliche methodische Zugangsweisen zum Thema gewählt wurden: Gesellschaftswissenschaften (1), Literatur (2), regionale Kulturarbeit (3) und Engagement für eine eigenständige Regionalentwicklung des Waldviertels (4). Die unterschiedlichen Näherungsweisen sollten gewährleisten, daß das komplexe Thema aus möglichst vielfältigen Perspektiven in den Blick genommen werden konnte.

Forum 1: Grundsätzliches zum Stellenwert der Region

Vertreter aus den Bereichen Geschichte (Detlev Briesen/Siegen, Gert Zang/Konstanz), Geographie (Gerald Wood/Duisburg) und Volkskunde (Bohuslav Beneš/Brünn) reflektierten über die Ursachen für das verstärkte Aufleben des Regionsbegriffes. Sie beschäftigten sich sowohl mit den globalen ökonomischen und politischen Prozessen, in denen Regionen neue funktionale wie kompensatorische Aufgaben erhalten, und gingen der Frage nach, warum und über welche Merkmale Menschen zu ihrer Region regionale Identität entwickeln. Verschiedene historische und regionale Fallbeispiele brachten ein breites Spektrum von Funktionalisierungs- und Identifikationspotentialen zutage.

Forum 2: Region in der Literatur

In diesem Forum wurde das Generalthema aus der Perspektive von Literatinnen und Literaten betrachtet, die sich in ihren Werken bestimmten regionalen Räumen verpflichtet fühlen und sich diesen mit einem kritischen Regionalismus nähern. Gleichzeitig wurde dabei die große Bandbreite literarischer Ausdrucksformen vom Heimatroman (Friedrich Ch. Zauner/Rainbach) über die biographische Annäherung (Barbara Neuwirth/Wien — Unter-Retzbach) bis hin zur gesellschaftlichen Satire (O. P. Zier/St. Johann im Pongau) und der assoziativen Collage (Walter Pilar/Linz) deutlich.

Forum 3: Kulturelle Entwicklung in europäischen Regionen

Am Wort waren hier Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Kulturprojekten, die mit ihrer Arbeit das Ziel verfolgen, Eigenständigkeit und Identität ihrer Regionen zu stärken. Die Referate von Ivan Slavík vom Bezirksmuseum des vom Tourismus bedrängten Český Krumlov und Brigitte Menne, Obfrau der Arge Region Kultur und Mitbegründerin des Frauentreffpunkts in Rohrbach/Mühlviertel, erlaubten eine sehr eingehende Auseinandersetzung mit dem Selbstverständnis und den Beschränkungen regionaler Kulturarbeit in sehr unterschiedlichen ländlichen Räumen.

Forum 4: Regionalforum Waldviertel

Das Regionalforum Waldviertel stand im Spannungsfeld regionalpolitischer Konzepte, die von Land, Bund und Europäischer Union an die Region herangetragen werden, und den vielfältigen Ansprüchen und Erfahrungen Waldviertler Initiativen im Wirtschafts-, Um-

welt-, Sozial- und Kulturbereich. Die Einbeziehung der Regionalplaner (Landesbeauftragter Adolf Kastner, Bundesbeauftragter Ewald Volk) und Aktivistinnen und Aktivisten aus der Waldviertler Praxis brachte eine beeindruckende Zusammenschau der vielfältigen Bemühungen, die Region als Handlungsebene zu stärken und regionale Initiative, Vernetzung und kulturelle Identifikation zu erreichen. Folgende Initiativen präsentierten ihre Aktivitäten: Museumsverein Alte Textilfabrik (Weitra), Waldviertler Kulturförderungsverein Waldviertel Akademie, Waldviertler Heimatbund/Zeitschrift „Das Waldviertel“, ÖAR-Regionalberatungs GmbH (Horn), Arge Grenznutzen (Gmünd), Waldviertel Management — Teleport GmbH (Zwettl) und Textilwerkstatt „natura linea“ (Groß-Siegharts).

Als Impuls und Reibungsfläche erwies sich in allen Foren sowie in der am Abend stattfindenden Podiumsdiskussion der Eröffnungsvortrag von Günther Nennung („Heimat ist, wo wir noch nie waren“), der als Generalist viele Aspekte des Themas angerissen und in provokanten Thesen zugespitzt hatte. Während er Region und Regionalismus als „Fortsetzung des Nationalismus mit anderen Mitteln“ bezeichnete, der nun allerdings von der Europäischen Union gefördert werde, um Zentralismus und ökonomische Konzentration „regionalistisch zu behübschen“, stellte „Heimat“ für ihn das Prinzip der Hoffnung auf eine vielfältige, lebendige Regionalkultur dar, das stärker sei als ihr — ebenfalls eingeräumter — Mißbrauch. Die engagierten Diskussionsbeiträge der Teilnehmerinnen und Teilnehmer machten deutlich, daß „Heimat“ weder als eine heile Welt noch als ein Zustand der Idylle begriffen wurde, sondern viel eher als ein Prozeß, in dem Bewohnerinnen und Bewohner und Aktivistinnen und Aktivisten auf Selbstverständnis, Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten ihrer Region konkreten Einfluß nehmen.

Die Internationalen Sommerschulen 1997 und 1998 werden in Kooperation mit der Universität für Bodenkultur, die 1997 ihr 125jähriges Jubiläum feiert, den Universitäten in Brünn und Budweis und der Landwirtschaftlichen Fachschule Edelhof durchgeführt. Das Thema bildet das Spannungsverhältnis zwischen Wahrnehmung und Gestaltung von Landschaft, Zerstörung sowie den Bedingungen für eine neue Ethik für die Natur-Fragen, die dazu auffordern, sich aus den Tagungssälen hinaus in die Kulturlandschaft des Waldviertels zu begeben und zu lernen, ihre vielfältigen Zeichen zu lesen.

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Dobra (Marktgemeinde Pölla)

Ruine soll nun ihren Dornröschenschlaf beenden

Die Ruine Dobra, eine der schönsten des Kamptales, soll nun aus dem Dornröschenschlaf geweckt werden. Auf einer weit in den Stausee vorgeschobenen Landzunge liegen die Reste einer ausgedehnten Burganlage aus dem 12. Jahrhundert, die laut Historikern im 16. und 17. Jahrhundert teilweise ausgebaut wurde. Burgruine Dobra mit dem markanten quadratischen Torturm zum langgestreckten äußeren Burghof, ein klobiger fünfseitiger Bergfried auf dem gewachsenen Felsen. Im Innenraum des Burghofs der Burgruine Dobra liegen Reste der ehemaligen Wohngebäude in vorgeschobener Position.

Die ehemals mächtige Höhenburg zwischen Krumau und Ottenstein hatte eine wichtige Funktion in der Kamptaler Burgenkette zu erfüllen. Die erfolglose Belagerung nach 1200 durch König Wenzel von Böhmen zeigt ihre frühzeitige Stärke auf.

Die Geschichte der Burgruine Dobra ist mit der Umgebung, wie Waldreichs und Wetzlas, sehr verbunden. Von der Höhenlage und der talseits gelegenen Dobramühle und dem Weiler ist heute nichts mehr zu sehen. Nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden das Kraftwerk Dobra und der Stausee, in dem die Mühle und der Weiler versunken sind.

Am Fuße der Ruine befindet sich heute nunmehr ein idyllischer Campingplatz mit einer Bademöglichkeit und in der Nähe ein Jugendlagerplatz. Dobra zählt zweifellos zu den schönsten Ruinen des Kamptals und vermittelt noch im Verfall ein anschauliches Bild der Größe des einstigen Herrnsitzes.

Pöllas Bürgermeister Ing. Johann Müllner versucht nun mit dem Verein Pölla-aktiv die Ruine Dobra aus ihrem Dornröschenschlaf zu erlösen. Vorrangige Ziele sind die Sicherung der Mauerreste und eine teilweise Neoadaptierung des Burghofes, um den Besuchern der Ruine Einblick in die bewegte Geschichte von Dobra zu ermöglichen.

NÖN/Zwettler Zeitung, 1. 8. 1996

Eggenburg

1997 zwei Mittelalter-Tage?

Die Gäste honorierten die Bemühungen der Veranstalter: Zum Mittelalterfest kamen heuer mehr Gäste als im Vorjahr. Dabei hatte die zweite Auflage der Veranstaltung durch die schlechte Witterung eine denkbar ungünstige Ausgangsposition. Wind, Regen und Kälte setzten den rund 2000 Besuchern und den Ausstellern zu.

„Wir haben die Eggenburger Vereine eingeladen, mitzutun, und es hat wie im Vorjahr geklappt“, freut sich Organisatorin Margarete Jarmer vom Veranstalter Eggenburg Aktiv. Bereits jetzt beginnen die Überlegungen, wie man die Veranstaltung beim nächsten Mal (1997, wieder Mitte September) noch attraktiver gestalten kann. Jarmer: „Wir beginnen jetzt schon die Suche nach weiteren, neuen Teilnehmern für nächstes Jahr. Es gibt auch Überlegungen, das Fest auf eineinhalb Tage (Samstag ab mittags und den ganzen Sonntag über) auszuweiten. Das Fest darf auch im nächsten Jahr nicht bloß ein Abklatsch des vorhergegangenen sein.“

Zur Kritik an Details meint Jarmer: „Es sind sicher noch einige Verbesserungen wünschenswert. Vor allem sollte ein noch spezifischer auf das Mittelalter zugeschnittenes Angebot erstellt werden.“ Zum Vorwurf des Preisnepps: „Für eine Tageskarte waren 80 Schilling sicher nicht zu viel.“ Die



Eggenburg: Fahnschwinger beim Mittelalterfest

(Foto: Erich Rabl, Horn)

Kosten für Attraktionen wie die Stuntreiter seien hereinzubringen, und schließlich würden durch den (einzigen) Eintritt auch die Darbietungen auf dem Hauptplatz mitfinanziert.

Martin Kalchhauser, NÖN/Horn-Eggenburg, 19. 9. 1996

Bezirk Eggenburg

Grabungen sind Drama der Urzeit auf der Spur

Eine Flutwelle richtete im Raum Eggenburg vor 20 Millionen Jahren eine gigantische Verwüstung an. Dieses urzeitliche Drama erforschen Paläontologen nun bei ihren Grabungen. Die Katastrophe muß plötzlich gekommen sein. Über die zahlreichen Inseln, wo in reich strukturierten Flachwasserzonen Seekühe weideten, Haie und Krokodile jagten und sich Tapire und Schildkröten tummelten, fegten ein Zyklon und eine Flutwelle hinweg. Eine durch den Sturm ausgelöste Mure bzw. ein unterseeischer Schuttstrom vernichtete alle Nahrungsgrundlagen. Nur die stärksten Tiere konnten in neue Nahrungsgebiete ausweichen, jüngere und ältere verhungerten. Den Resten jener Lebewesen spüren heute Paläontologen im Raum um Eggenburg nach.

Nachdem Grabungsleiter Dr. Peter Pervesler (Universität Wien) bereits bei der vorjährigen Grabungskampagne nur wenige Zentimeter unter der Humusschicht Überreste von 20 Millionen Jahre alten Seekühen entdeckt hatte, gräbt der Paläontologe heuer zwei Meter tiefer. Daß es sich um ein außergewöhnliches Ereignis gehandelt haben muß, erkennen die Forscher heute noch an Aufbau und Zusammensetzung des Schutthorizonts. Bei normalen Verhältnissen findet man größere, schwere Brocken im unteren Bereich, darüber lagern sich feinere Sedimente ab. „Bei diesem Horizont sind die größten Teile an der Oberfläche zu finden“, so Pervesler. So liegen an der Oberfläche große Gneisplatten, Muschelschalen, Haifischzähne und die Überreste der verhungerten Seekühe. Außerdem fanden sich noch Reste anderer Tiere, etwa eines schweineartigen Paarhufers (Brachyodus), Delphinen, Haien etc.

Bestätigt in ihrer Theorie über die urzeitliche Katastrophe sehen sich die Wissenschaftler durch aktuelle Berichte. So wurden bei einem tropischen Zyklon in Nordaustralien 1984 rund 500 Schildkröten, zahlreiche Haie, Rochen sowie rund 27 Dugongs, eine heute lebende Seekuh-Art, auf einer Schlammfläche bis zu neun Kilometer landeinwärts gespült. *NÖN/Horn-Eggenburg, 5. 9. 1996*

Gars am Kamp

„Carmen“-Vorstellungen vom Regen verschont

Große Freude herrscht über die beachtliche Resonanz des diesjährigen Opern air in den Medien. Diese läßt sogar die überwiegend negativen Kritiken der Aufführung von George Bizets „Carmen“ verschmerzen.

„Wir waren heuer in allen großen Medien vertreten“, freut sich Mag. Edith Schweitzer vom Organisationsbüro in Gars. „Und wenn auch die Schauspieler über die harte Kritik teilweise enttäuscht waren, war die Berichterstattung doch eine gute Werbung für die Garser Festspiele.“ Ein weiterer Trost für die Verantwortlichen: Viele Besucher von auf die Premiere folgenden Aufführungen stellten fest, daß die anderen Besetzungen durchaus den Erwartungen des Publikums entsprechen konnten.

Angesichts des unbeständigen Wetters ist besonders erfreulich, daß an den ersten beiden Wochenenden keine einzige Vorstellung wegen Regens entfallen mußte.

Martin Kalchauer, NÖN/Horn-Eggenburg, 1. 8. 1996

Gföhl

Ausstellung über alte Adelsfamilie

„Arbeit und Wohltun“ lautet das Motto der Ausstellung über die Familie Gutmann im Schloß Jaidhof. Während des Kultursommers sind die von Mag. Herbert Stastny zusammengetragenen Exponate an Aufführungstagen zu bewundern. Die Familie hat das heutige Schloß Jaidhof 1884 erworben. Die Herren von Gutmann gehörten während der Monarchie zu den größten Arbeitgebern und Unternehmern, die ihre Kohlegruben, Wälder, Eisengewinnung und -erzeugung überall im Kaiserreich hatten. Sehenswerte Fotos und Dokumente weisen aber auch auf das für damalige Verhältnisse einmalige Bemühen derer von Gutmann auf eine soziale Absicherung der Mitarbeiter hin. Schloß Jaidhof war praktisch der „Landsitz“ der Familie; die Gutmann'sche Forstverwaltung besteht noch heute: In früheren Jahren war diese einer der größten Arbeitgeber der Region.

NÖN/Kremser Zeitung, 5. 8. 1996

Großdietmanns

Tradition lebte wieder auf: 550 Besucher beim Schnitterfest des Dorferneuerungsvereins

Die alte Tradition der Schnitter ließ der Dorferneuerungsverein beim Schnitterfest wieder aufleben. Der Gedanke wurde schon vor einiger Zeit geboren. Anna Weißenböck und Maria Schwingenschlögl, beide erlebten die Zeit der Schnitter noch mit, hatten die Idee zu diesem außergewöhnlichen Fest. Mehr als 550 Besucher kamen, um der traditionellen Form des Getreideschneidens, des „Manderl“-Aufstellens und des Dreschens beizuwohnen. Das Echo war, laut Obfrau Maria Kurker, sehr positiv. Ältere Personen erinnerten sich vergangener Tage, die Jüngeren erfuhren, wie hart früher gearbeitet werden mußte, bevor das Brot auf den Tisch kam. Um die Tradition auch weiterhin in Erinnerung zu halten, plant der Dorferneuerungsverein bereits weitere Aktivitäten.

Daniel Lohninger, NÖN/Gmünder Zeitung, 1. 8. 1996

Großglobnitz

Mittelalterlicher Fluchtweg der Burg-Kirchenanlage entdeckt

Bei Rohrverlegungsarbeiten entlang der Bundesstraße 36 im Ortsgebiet von Großglobnitz im Gerichtsbezirk Zwettl wurde vom Bagger ein teilweise verschütteter Gang angeschnitten, der quer unter der Straße verläuft. Wie Einwohner berichteten, gab es hier früher einen mit Büschen bewachsenen Abhang, wo man in den Gang gelangen konnte. Der von den Einheimischen als „Graslhöhle“

bezeichnete Gang diente den Kindern beim Spielen als Versteck und führte zu einem Brunnen. Besonders Mutige sprangen über diesen Brunnen und konnten den Gang noch etwas weiter verfolgen, der zu einem weiteren Brunnen führte. Bereits in den Kriegsjahren um 1945 war die Straßentrasse in diesem Bereich etwas eingetieft worden, wobei man direkt unter der Fahrbahn diesen zweiten Brunnen angeschnitten und mit einer dicken Betonplatte abgedeckt hatte. Der sorgfältig mit Natursteinen gewölbte Gang hat in etwa die Abmessungen von 1 m Höhe und 60-65 cm Breite. Er dürfte ungefähr aus Richtung Kirche kommend zum ersten Brunnen, dann teilweise parallel zur heutigen Straßentrasse zum zweiten Brunnen und nach der Unterquerung der Straße in östlicher Richtung vermutlich noch zu einem dritten Brunnen geführt haben; alle drei Brunnen existieren noch heute. Die Funktion dieses gemauerten Ganges dürfte mit großer



Großglobnitz: Fluchtweg
(Foto: Walter Klomfar, Wien)

Wahrscheinlichkeit einerseits die Sicherung der Wasserversorgung, andererseits aber auch ein Fluchtweg in aussichtslosen Situationen gewesen sein. Die heutigen Bewohner dieses oberhalb der Kirche liegenden Hanges berichten in mehreren Fällen, daß bei längerer Trockenheit hier sehr bald eine Wasserknappheit eintritt. Wenn man bedenkt, daß in diesen Zeiten die meisten Bauten zum größten Teil aus Holz bestanden, kann man die Wichtigkeit eines solchen gemauerten Ganges im Zusammenhang mit einer kleinen Burg erst so richtig ermessen. Die einstige Burg dürfte zu Beginn des 12. Jahrhunderts errichtet worden sein, wobei in einer Urkunde um 1160 ein „Nizzo von Glognitz“, vermutlich ein Verwandter der Kuenringer, genannt wird (Link I [1723] fol. 181), als er Gülten dem Stift Zwettl schenkt. Derselbe erscheint 1171 bis 1201 in mehreren Urkunden des Stiftes. 1233 beurkundet Rudolf Matze, daß er und seine im Stift Zwettl begrabene Gattin Adelheid ihr Dorf Globnitz dem Stift geschenkt haben. Unter den Zeugen dieser Urkunde wird auch ein Ortlieb von Glocknitz erwähnt, der vermutlich der Burggraf der kleinen Feste war. Während die Burg westlich der Kirche vollkommen verschwunden ist, blieb die ehemalige Burgkirche (Patrozinium St. Pankratius) fast zur Gänze erhalten. Wie schon Walter Pongratz und Gerhard Seebach (Burgen und Schlösser: Litschau, Zwettl, Ottenschlag, Weitra [1971] S. 75-76) annahmen, standen Kirche und Burg (deren Nachfolger hier nicht im Pfarrhof zu suchen ist!) vermutlich durch einen Gang in Verbindung, besaßen aber auf jeden Fall eine gemeinsame Umwallung, deren letzte Reste 1679 bei der Erneuerung der Friedhofsmauer verschwanden. Wahrscheinlich übernahmen Kirche und Friedhof nach dem Abkommen der Burg allein die Wehregenschaft. Der Volksmund spricht heute noch von „unterirdischen Gängen“, die von der Kirche nach Osten und Süden führen sollen. In einem Manuskript „zur Abfassung einer Bezirkskunde“ von Theodor Antoniassi (26. März 1883) heißt es unter anderem: „Im nahe gelegenen Gasthause, das größtenteils auf dem sogenannten Schloß- oder Tanzberg erbaut wurde, ist noch ein halbverfallener Gang, den man die Klause nennt, zu finden.“ (Aus: „Zwettl Niederösterreich“, 2. Band [1982] S. 213.) Ein schönes Beispiel dafür, daß alten Überlieferungen sehr oft ein realer Hintergrund anhaftet.

Walter Klomfar

Ausstellung bietet Retrospektive über Schaffen Fritz Waleks

Eine umfangreiche Retrospektive des Schaffens des Malers Fritz Walek bietet die Ausstellung, die am 27. September im Stadtsaal eröffnet wurde. Fritz Walek wurde 1922 geboren und absolvierte erst die Ausbildung zum Dekorationsmaler. Nach dem Krieg begann er mit seinem Studium an der Akademie der bildenden Künste, welches er 1951 abschloß. Nach Restaurierungsarbeiten an der Wiener Staatsoper zog es den Künstler in die Schweiz, wo er hauptsächlich als Restaurator tätig war, bis er 1992 wieder nach Österreich zurückkehrte. Daß seine letzte Ausstellung bereits einige Jahre zurückliegt, begründet Mag. Fritz Walek damit, daß sich „Restaurationen nicht besonders für Ausstellungen eignen“, seine Familie hätte ihn aber darin bestärkt, diese Ausstellung zu machen. „Für eine umfassende Werkschau hätte ich allerdings eine dreimal so große Halle gebraucht“, führte der Künstler aus, dem „die Kunst das Leben erfüllt, das Leben gerettet und Brot gegeben hat“. Für Präsident Anton Koczur könnte diese Ausstellung ohne weiteres in „jeder großen Stadt“ gezeigt werden; den Künstler beschrieb er als einen Mann, „der still und bescheiden unter uns wirkt und der sein Handwerk von Grund auf gelernt hat“.

Michael Pfabigan, NÖN/Waidhofen, 3. 10. 1996

Größtes Kaiser Franz Josef-Museum mit über 700 Exponaten

Ein Bauernhof beherbergt seit zwei Jahren eines der umfangreichsten Kaiser Franz Josef-Museen Österreichs. Kaiser Franz Josef ist bereits beim Betreten des Hofes allgegenwärtig: eine Kaiser-Fahne und eine Kaiserbüste weisen darauf hin, was den Besucher im Gebäude-Inneren erwarten wird. Das Museum gliedert sich in zwei Teile, wobei der erste eine Art „Klein-Schönbrunn“ darstellt, mit Kaiser Franz Josef in Uniform und Lebensgröße.

Seit über 20 Jahren sammelt Friedrich Jares alles, was mit dem legendären Kaiser zu tun hat. Büsten, Medaillen, Postkarten, Sticktücher, Urkunden oder kaiserliche Schreiben sind nur eine kleine Auswahl der über 700 Exponate umfassenden Sammlung. Der Hauptanteil stammt aus der Vorkriegszeit. „Vor dem Ersten Weltkrieg benötigte die Monarchie viel Geld. Deshalb wurde damals der Kaiser vermarktet, wo es nur ging“, weist Friedrich Jares auf das breite Angebot von Utensilien mit Franz Josef-Abbildungen hin. Seine Sammler-Leidenschaft hat ihren Ursprung in einem Zufall: ein Franz Josef-Häferl seiner Großmutter, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Seit damals besucht Friedrich Jares jeden Flohmarkt und jede Auktion, um seltene Stücke zu bekommen. Die bislang letzten erworbenen Raritäten sind einige Monarchie-Zeitungen mit dem Kaiser als Titelbild.

Daniel Lohninger, NÖN/Gmünder Zeitung, 5. 9. 1996

MGV feierte eindrucksvoll seinen Hunderter

Unvergeßlich wird für den Männergesangsverein Hoheneich die Feier zum 100. Geburtstag des Chores bleiben. Auftakt war mit einem Jubiläumskonzert gemeinsam mit der Liedertafel Gmünd. Unter den zahlreichen Besuchern waren unter anderen Dechant Gattringer, Stadtpfarrer Mag. Wagner und LAbg. Ing. Hofbauer. Dabei gab Dir. Berger, der Herausgeber der Festschrift des MGV, einen Rückblick über das abgelaufene Jahrhundert des MGV. Im Rahmen des Konzertes wurden Vereins-sängernadeln in Silber und Bronze an verdiente Mitglieder verliehen. Obmann Karl Bregesbauer und Dir. Berger erhielten die silberne Ehrennadel des Waldviertler Sängerkreises. Nach dem sonntäglichen Friedhofsgang und Gedenken gab es eine beeindruckende Festmesse. 65 Mann der Vereine Gmünd, Schrems und Hoheneich brachten die Schubertmesse. Beim Festakt am Nachmittag konnten 21 Chöre des Sängerkreises Waldviertel vom Kreisobmann Mag. Helmut Fischer begrüßt werden.

Bürgermeister Ledermüller und Bezirkshauptmann-Stellv. Dr. Steinhauser hielten Ansprachen und die Laudatio Komm.-Rat Ing. Kurt Stephan, Vorstand des Sängerbundes.

Dabei wurden auch verdiente Sänger ausgezeichnet. Die Bundesmedaille in Silber erhielten Bürgermeister Ledermüller, Helmut Brock und Erich Diem. Emmerich Mayer, Rupert Mayer und Josef Thor erhielten diese Auszeichnung in Bronze. Die Chorleiternadel in Bronze wurde Franz Gabler verliehen, und die Chorleiterin der MGV Hoheneich, Eva Suchy, wurde mit der Chorleiternadel in Silber ausgezeichnet. Die Bundesmedaille in Gold wurde dem Verein als Geburtstagsgeschenk übergeben, und Dir. Hans Berger erhielt von Landeshauptmann Pröll ein Dank- und Anerkennungsschreiben.

NÖN/Gmünder Zeitung, 26. 9. 1996

Horn

„Flexible“ Ausstellung stieß auf überaus großes Interesse

„Landschaft, Kunst, Ökologie“ — eine Ausstellung, arrangiert von Prof. Angelica Bäumer in der Galerie Thurnhof, machte Horn zum Mittelpunkt der Kulturszene. Prof. Angelica Bäumer anlässlich der Präsentation des über die Ausstellung aufgelegten Katalogs: „Wasser, Erde, Luft — drei Elemente, die unsere Existenz nicht nur bestimmen, sondern die das Leben auf dieser Welt erst ermöglichen, waren der Grund für diese Ausstellung“. Der Katalog soll den Wendepunkt dokumentieren: „Bis hierher und nicht weiter, nicht nur umdenken, sondern zuerst einmal nachdenken und das Erfahren an Gutem und Schlechtem abwägen und in gelebte Erkenntnis umsetzen.“

Aus diesen Überlegungen heraus hat das NÖ Kulturforum, gemeinsam mit dem Kunstverein Horn und der Galerie Thurnhof, die Ausstellung mit dem Thema „Landschaft“ veranstaltet. Es ist vorgesehen, daß die Werke an mehreren Orten (Deutschland, Australien, Amerika) gezeigt werden. Das Spannende an der Ausstellung ist, daß (mit Ausnahme eines festen Kerns mit international bekannten Künstlern) jeweils Kunstschaffende aus den Regionen sich an der Ausstellung beteiligen können.

NÖN/Horn-Eggenburg, 25. 7. 1996

Kamptal

Kampf um Kamptalbahn: ÖBB will Schienenersatz!

Die Sorge um den Weiterbestand der Kamptalbahn schien ausgestanden zu sein — doch nun geht das Feilschen weiter. Vorgeschichte: Weil die fünf Kamprücken zwischen Schönberg und Buchberg altersbedingte Schäden aufweisen, wurde im Frühjahr sicherheitshalber verfügt, daß sie von schweren Dieselloks nur mehr im Schrittempo passiert werden dürfen.

Angesichts der Sanierungskosten von mehr als 120 Millionen Schilling war kurzfristig sogar eine Einstellung der gesamten Linie im Gespräch. Mit der Unterzeichnung des Nahverkehrsvertrages fanden Bund, Land und ÖBB schließlich einen Ausweg. Demnach kommt das Land für den laufenden Betrieb auf; der Bund ist für Erhaltung und Sanierung zuständig. Die Freude war von kurzer Dauer. Landtagsabgeordneter Bernd Toms wettert über einen Brief, in dem die ÖBB vorschlägt, auf die Brückensanierung zu verzichten und zwischen den Bahnhöfen Schönberg und Gars einen Schienenersatzverkehr einzurichten. „Eine versuchte Aushöhlung des Vertrages“, so Toms. „Wir werden uns wehren. Ein Schienenersatz kommt nur während der Zeit der Sanierungsarbeiten in Frage. Keinen Tag länger!“

Udo Sagl, NÖN/Kremser Zeitung, 29. 7. 1996

Krems

Erlebniskeller ist Attraktion im neuen Weinstadtmuseum

Nicht mehr wiederzuerkennen ist das neue „WEINSTADTMuseum“ (so die offizielle Schreibweise) im Dominikanerkloster — und das im positiven Sinn: Während das Kirchenschiff nun keine

Exponate mehr beherbergt und verstärkt als Kulturzentrum genützt werden soll, finden sich die Schaustücke in 15 Themenräumen wie „Bürgerstolz“ oder „Kremser Schmidt“ übersichtlich und informativ angeordnet. Die Besonderheit schlechthin aber ist der mehr als 100 Meter lange „Erlebniskeller“: Neben Exponaten aus und über den Weinbau — so ein „tönendes Faß“ mit Ernst Schandls Wachaulied — fasziniert der von Asinoe gestaltete Bereich über das frühere Bauen und Wohnen in Krems, ergänzt durch ein interaktives Computerprogramm über Stadtarchäologie. Die Eröffnung war der letzte offizielle Akt von Bürgermeister Erich Grabner, der Museumsleiter Dr. Franz Schönfellner und Architekt Mag. Franz Gschwantner für das klare Präsentationskonzept ebenso dankte wie den Sponsoren Kremser Bank und Allianz Elementar.

Karl Pröglhöf, NÖN/Kremser Zeitung, 1. 7. 1996

Alte Burg der Slawen am Hohen Markt verborgen

Die Archäologen stoßen in der Schmidgasse fast täglich auf neue Funde. Bisher wurden rund 20 Gräber aus dem frühen Mittelalter freigelegt. Mit Bedauern mußte der mit der Erforschung beauftragte Verein „Asinoe“ feststellen, daß ein Teil der für die Wissenschaft so interessanten Bestattungstätte bei den Kanalarbeiten von Baggern schwer beschädigt worden ist.

Unbeschädigte Gräber finden die Archäologen nur in unteren Erdschichten und im Bereich des Gehsteiges. Besonders aufschlußreich ist das vollständig erhaltene Skelett eines Erwachsenen. Immer wieder kommen auch diverse Grabbeigaben wie Schmuckstücke ans Tageslicht. „Es handelt sich ganz sicher, wie wir schon am Anfang vermutet haben, um einen slawischen Friedhof“, berichtet Grabungsleiter Thomas Kreitner. Kernfrage: Wo war dann die dazugehörige Siedlung? Kreitner glaubt, daß die Slawen vor mehr als 1000 Jahren am Hohen Markt eine befestigte Höhensiedlung, ähnlich jener in Gars-Thunau, hatten: „Der im Volksmund und auf Landkarten übliche Begriff ‚Alte Burg‘ kommt nicht von ungefähr. Vielleicht bietet sich irgendwann die Gelegenheit, nach Mauerresten zu suchen.“

Udo Sagl, NÖN/Kremser Zeitung, 15. 7. 1996

Schätze der Glockengießer in Schmelzgasse verborgen

Die Archäologen warten auf den „Einsatzbefehl“: Sie vermuten, daß in der Schmelzgasse zahlreiche Kulturschätze verborgen sind, und würden diese liebend gerne ans Tageslicht bringen. Zuletzt schien sich eine günstige Gelegenheit anzubieten: Dieser Tage werden in der Schmelzgasse Bauarbeiten durchgeführt. Allerdings sind die Chancen, dabei — ähnlich wie in der Schmidgasse — auf Funde zu stoßen, sehr gering. „Leider, es wird nur die Oberfläche aufgegraben, weil lediglich die Fahrbahn zu erneuern ist“, erklärt Dr. Franz Schönfellner (Kulturamt). „Erst wenn Kanalarbeiten angesetzt sind und tieferliegende Erdschichten berührt werden, können die Wissenschaftler gezielt ans Werk gehen.“

Der Name der Schmelzgasse leitet sich von den Gießereien ab, die in diesem Bereich angesiedelt waren und Metall schmolzen, um Glocken herzustellen. Das Handwerk wurde in Krems nachweislich von 1355 bis 1816 ausgeübt. Berühmt ist Matthäus Prininger, der im 17. Jahrhundert Stiftskirchen belieferte. Historiker meinen, daß die Erforschung der alten Glockenwerkstätten weitere Geheimnisse der Kremser Stadtgeschichte lüften könnte.

Udo Sagl, NÖN/Kremser Zeitung, 16. 9. 1996

Langenlois

Ausstellung Marianne Weinrich — „Wieder mit Bleistift und Pinsel“

In Anwesenheit von Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Werner Nikisch, dem Präsidenten der NÖ Ärztekammer, Med.-Rat Dr. Weintögl, dem Altbürgermeister von Langenlois, Johann Sauberer, und Frau Kulturstadträtin von Langenlois Margit Tscholl sowie einer großen Anzahl geladener Gäste

wurde am 14. August im Ursin-Haus in Langenlois die Ausstellung Marianne Weinrich — „Wieder mit Bleistift und Pinsel“ — eröffnet. Bezirkshauptmann Nikisch eröffnete die Ausstellung, beglückwünschte die Künstlerin und fand launige Worte bei der Vorstellung ihrer Werke, die von Aquarellen über Aktbilder bis zu Landschaftsbildern reichen. Marianne Weinrich, Gattin des früheren Ärztekammerpräsidenten von NÖ, Dr. Berthold Weinrich, hatte bereits im jugendlichen Alter von 13 Jahren ihre ersten Kunstwerke zu Papier gebracht. Nach Absolvierung der Volksschule und von vier Klassen Realgymnasium trat Marianne Weinrich in die Modeschule Michelbeuern in Wien ein; es folgte die abschließende Meisterprüfung für das Damen-Kleidermacher-Gewerbe. Neben dem zweijährigen Besuch der Lehrerbildungsanstalt für Gewerbelehrer nahm Frau Weinrich auch an Kursen für Mode- und Aktzeichnen teil. Nach vier Jahren Berufstätigkeit heiratete die Künstlerin 1946 Dr. Berthold Weinrich, der unter anderem nach 25jähriger Forschungsarbeit 1990 die „NÖ Ärztechronik“ herausbrachte und damit wichtige Akzente auch für die Heimatforschung setzte. Der Ehe entsprossen zwei Töchter. Nach einer nun folgenden Pause von rund 40 Jahren begann Frau



Marianne Weinrich
(Foto: Walter Klomfar, Wien)

Weinrich wieder mit Zeichnen und Malen, und eine ganze Reihe von überaus ansprechenden und aussagekräftigen Werken entstand. Neben Kursen in Geras bei Layr und Badner nahm die Künstlerin auch an der Sommer-Akademie bei Prof. Sigi Schenk teil. Der Erfolg für diese Mühen blieb nicht aus; Ausstellungen in der Volksbank Grieskirchen, der Raiffeisenbank Zwettl, der Blaugelben Galerie Zwettl, dem Warmbaderhof Villach und jetzt im Ursin-Haus Langenlois zeugen von der Qualität der ausgestellten Werke. Die vom Geschäftsführer des Ursin-Hauses, Dr. Alwin Brandstätter, geleitete Veranstaltung nahm einen überaus harmonischen Verlauf; nach einer Weinpräsentation durch den Geschäftsführer von KFK Kamptal-Klassik, Rudolf Trautinger, und angeregten Gesprächen klang dieser Eröffnungsabend bei Büffet und erlesenen Tropfen aus. Wir wünschen der Künstlerin noch viel Schaffensfreude.

Walter Klomfar

Finanzloch bleibt trotz 10000 Operetten-Gästen

In einem verregneten Sommer wie diesem klingt es unglaublich, aber es ist wahr: Beim ersten Operettensommer auf Schloß Haindorf konnten alle zehn Vorstellungen der Stolz-Operette „Zwei Herzen im ¾-Takt“ plangemäß über die Bühne gehen! Mehrmals sah es an den Spieltagen gar nicht danach aus, doch hatte der Wettergott vor Beginn der Darbietungen immer Einsehen. Trübe Regenwolken haben aber wohl viele Besucher abgehalten, die die Karten erst im Abendverkauf erwerben wollten. Initiator Anton Naber konnte knapp 10000 verkaufte Karten bei einem Gesamtumsatz von 4,5 Mio. Schilling abrechnen: „Kostendeckend sind wir zwar nicht, aber wir hoffen noch immer auf einen Zuschuß des Landes.“

Daß es den Langenloiser Operettensommer auch 1997 geben muß, darüber besteht bei den Parteien der Stadt Einigkeit, betonte Bürgermeister Renner gegenüber Naber und stellte größtmögliche Unterstützung in Aussicht. Geplant fürs nächste Jahr ist — mit großteils dem Künstlerteam von heuer — die „Fledermaus“ von Johann Strauß mit Gerald Pichowetz in der Paraderolle des „Frosch“. Bestens bewährt hat sich die große Tribüne. Sie wurde jetzt von Lehrlingen der Bauinnung in der Rekordzeit von knapp sieben Stunden demontiert.

Karl Pröghl, NÖN/Kremser Zeitung, 26. 8. 1996

Litschau

Otto Steffl brachte Grillparzer nahe

Eine Lesung der besonderen Art mit dem Thema „Franz Grillparzer — poetisches Genie im Beamtenrock“ gab Otto Steffl im Hof des Litschauer Schlosses. Otto Steffl vermittelte in seiner Lesung, die eigentlich ein erstklassiger, zum Großteil freier Vortrag war, Grillparzer einmal anders. Er machte damit Grillparzer für die begeisterten Zuhörer lebendig, man fühlte sich einfach in seine Zeit versetzt. Der hochsensible und scharfsichtige Grillparzer versuchte in der politischen Reglementierung der Biedermeiergesellschaft ja immer wieder, sein Weltbild in oft mit hintergründigem Humor vorgetragenen Ringen seinen Mitmenschen nahezubringen. Den Schloßhof in Litschau wählte Otto Steffl deshalb, weil Grillparzer damals auch längere Zeit Mitglieder der gräflichen Familie unterrichtete.

Peter E. Täuber, NÖN/Gmünder Zeitung, 11. 7. 1996

Mautern

Nördlicher Eingang des Römerlagers gefunden

Bisher wurden immer nur Teile der Befestigungsmauer des Römerlagers Favianis gefunden; jetzt weiß man auch, wo man das Lager betreten hatte. Beim Wasserleitungsbau wurde der Nord-Eingang freigelegt. In den siebziger Jahren fand man schon einmal die Schwelle des Tores; jetzt stieß man nahe der Kreuzung Kremser, St. Pöltner und Melker Straße auch auf die Türangeln. Stadtrat Kristament: „Da wir die Fundstelle wegen der unglücklichen Lage auf der Durchzugsstraße gleich wieder zuschütten mußten, werden wir die Stelle nach Schweizer Vorbild mit andersfarbigen Pflastersteinen sowie einer Gedenktafel markieren.“ Weiters wurden bei den Bauarbeiten auch ein Skelett und ein Brunnen entdeckt. Letzterer ist wahrscheinlich römisch; das Skelett kann auch aus dem Mittelalter stammen. Aufgrund der schwierigen Verkehrslage wurden auch diese Funde nur genau vermessen und wieder zugeschüttet. Die Torangeln sind im Gemeinde-Bauhof zu bewundern. Möglich wurden die archäologischen Arbeiten, da das Areal des Lagers Favianis seit kurzem unter Denkmalschutz steht und somit jede Veränderung des Erdreichs von einem Spezialisten überwacht werden muß.

Harald Friedl, NÖN/Kremser Zeitung, 19. 8. 1996

Melk

Widrich eröffnete Melker Malertage

Bereits zum sechsten Mal finden heuer in der Galerie Forsthaus die „Melker Malertage“ statt. Elf Künstlerinnen und Künstler des Kulturvereines der Eisenbahner stellen in diesem Jahr ihre rund 50 Werke, die sie bei einem dreitägigen Aufenthalt in Melk gezeichnet haben, aus. Der Schwerpunkt liegt bei Aquarellbildern, zu sehen sind aber auch Tusche- und Bleistiftzeichnungen.

Am vergangenen Mittwoch wurde die Ausstellung von Kulturstadtrat Thomas Widrich im Beisein von LAbg. Helmut Wöginger eröffnet. Für das kommende Jahr ist anlässlich 1000 Jahre Stadt Melk ein Kalender mit den schönsten Zeichnungen aus den letzten sechs Jahren der Melker Malertage

geplant. Daher führte Organisator Franz Schellnhammer heuer seine Künstlerinnen und Künstler erstmals auch in die Katastralgemeinden von Melk.

Die elf Künstler sind: Edmund Eigner (Loosdorf), Melanie Fröschl (Bergland), Ingrid Lobl (Gansbach), Franz Schellnhammer (Krummnußbaum), Friedrich Hinteregger und Ingrid Kamper (St. Pölten), Josef Hofstetter (Amstetten), Wilhelm Pernerstorfer (Krems), Elfriede Schantl (Böheimkirchen), Rupert Voglauer (Prinzersdorf) und Ernst Zickbauer (Herzogenburg).

NÖN/Melker Zeitung, 28. 8. 1996

Ottenschlag

Bodenständige Handwerkskünste erfahren eine Wiederbelebung

Die NÖ Heimatpflege, der Dachverband von 600 Vereinen für Volkskultur, veranstaltete im Schloß Ottenschlag ein Werkseminar. Bodenständige, traditionsreiche alte Handwerkskünste sollen nicht nur nachvollzogen, sondern mit neuen Ideen und Kreativität, auch unter Zuhilfenahme moderner Technik, wiederbelebt werden. 1989 wurde mit den Werkseminaren begonnen. Waren es damals acht Teilnehmer, so haben sich in diesem Jahr bereits über 60 Interessierte zusammengefunden. Mit viel Freude und Begeisterung arbeiten die Teilnehmer in völliger Freiheit jeden Tag von frühmorgens bis in die späte Nacht hinein. Die Gruppenleiter geben Fertigkeiten, Kenntnisse und Wissen weiter, welches in manchen Fällen schon fast verloren gegangen ist. Federkielsticken ist zum Beispiel einzigartig, aber auch alle anderen Arten des Stickens werden vermittelt. Daneben gibt es Schablonenmalerei oder Stenzeln, Stickmustertücher, Perlenarbeiten, Korbflechten, Seilerei, Kleistermalerei und vieles mehr. Einige Teilnehmer dieser Seminare konnten aus ihrem Hobby sogar eine einträgliche Arbeit machen, berichtete Gudrun Dietrich, eine Volkskundlerin, die aus dem Museumsbereich kommt und sich in der NÖ Heimatpflege engagiert. Neben der harten Arbeit wird auch ein Rahmenprogramm geboten. Musik und Gesang sorgen dafür, daß die Teilnehmer auch mit anderen Bereichen der Volkskultur bekannt werden. Bei der Präsentation der Arbeiten lernen die Teilnehmer die Vielfalt der Volkskunst kennen.

NÖN/Zwettler Zeitung, 18. 7. 1996

Pöggstall

Puppen, Kasperl, Harlekine bei Pöggstaller Ausstellung

Die Puppenausstellung im Schloß Rogendorf in Pöggstall wurde eröffnet. In dieser Märchenwelt wird präsentiert: die Welt des Kasperls und der Harlekine, Bajazzo & Columbine, Tristan et Tristesse, Teddybärenwelt, Märchenbilder aus Magic, Samowar Zyklus, Zirkuswelt, Arabische Puppenwelt und Puppen vom Schwarzen Meer bis nach Marrakesch.

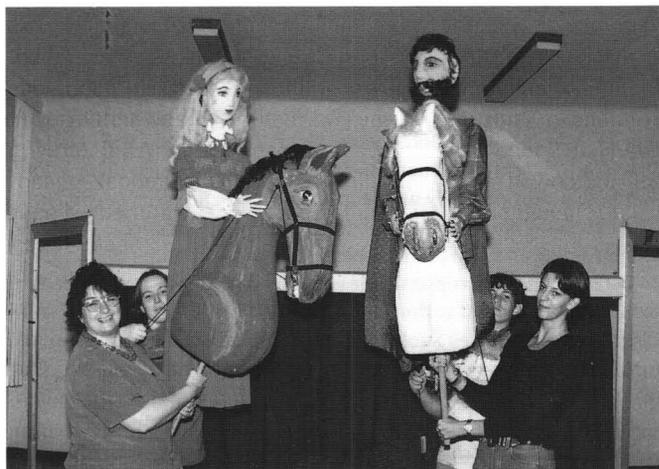
Besonders interessant ist die Puppenwelt vom Persischen Golf bis nach Marokko. Der Besucher kann die Vielfalt der Puppenwelt aus den Vereinigten Emiraten, Oman, Irak, Syrien, Libanon, Jemen, Jordanien, Kuwait, Ägypten, Libyen, Tunesien, Algerien und Marokko bewundern. Weiters sind eine Originalausgabe von „Tausend und eine Nacht“ zu sehen und auch farbenprächtige Wandmalereien.

Diese Ausstellung findet im Rahmen der Waldviertler Märchenschloßstraße statt. Es ist bereits die dritte nach den Ausstellungen in Schwarzenau und Rosenau. In den nächsten Jahren sollen noch Ausstellungen in Gföhl und Leiben dazukommen, um diesen Wanderweg zu komplettieren. Eröffnet wurde die Ausstellung von Bürgermeister Josef Nagl und Vizebürgermeister Johann Gillinger, die auch in den „Märchen-Adelsstand“ erhoben wurden. Initiiert wurde die Ausstellung von Hans Albert, der seit 35 Jahren auf seinen Reisen in die ganze Welt Puppen gekauft hat. Umrahmt wurde die Eröffnung von der Musikgruppe Evergreens und der Internationalen Kindertanzgruppe Martinek, die südamerikanische Tänze zum Besten gab.

NÖN/Melker Zeitung, 24. 7. 1996

„Elisa“ auf historischem Boden

Begeisterung und breites Interesse erweckte die Aufführung des Stückes „Elisa“ von Dr. Herbert Puschnik, das anlässlich des 40jährigen Bestehens der Volkshochschule Horn noch einmal gebracht wurde. Trotz der Regenschauer am Nachmittag konnte die Theaterwerkstatt der Volkshochschule Horn das Stück doch noch im Garten des ehemaligen Klosters aufführen, dem historischen Schauplatz des Wirkens von Äbtissin Elisabeth im 14. Jahrhundert, deren Lebensgeschichte das Spiel inspirierte.



Elisa und
Stephan von
Maissau als
Stabpuppen
(Foto: Eduard
Reininger, Horn)

Unter der Regie von Mag. Hannelore Lazarus wechselte die Spielebene in belebender Weise zwischen Schauspielern und Stabpuppen, wobei die Musik von Mag. Herbert Lazarus weitere Höhepunkte setzte. Die VHS-Theaterwerkstatt und das Orchester des MGV Horn unter Norbert Kautschitz spielten mit viel Engagement.

NÖN/Horn-Eggenburg, 10. 10. 1996

Schwarzenau

Schwedenstein an Gemeinde

In Form einer Stiftung wurden kürzlich zwei Parzellen, auf denen sich der sogenannte „Schwedenstein“ befindet, an die Gemeinde übertragen. Das bemerkenswerte Naturdenkmal, ein 1,2 Meter hohes granitenes Steingebilde, befindet sich in der ehemaligen Sandgrube westlich der Straße von Schwarzenau nach Modlisch, nahe dem Halterteich. Der Sage nach soll zu Ende des 30jährigen Krieges ein Gefecht zwischen kaiserlich-habsburgischen und schwedischen Truppen in der Umgebung von Schwarzenau stattgefunden haben. Demnach soll der im Volksmund „Schwedenstein“ genannte Findling den Ort der Auseinandersetzung oder die Grablage der gefallenen Schweden markieren. Anlaß zu dieser historisch nicht belegten Sage dürfte nicht zuletzt die ungewöhnliche Form des Steines gegeben haben: Unter einer glatten halbkugelförmigen Kuppel findet sich in halber Höhe über einem runden Sockel ein umlaufender Kragen, sodaß man lange Zeit annahm, der Granit müsse bewußt gestaltet worden sein. Heute neigt man hingegen eher der Auffassung zu, daß es sich um ein ungewöhnliches Verwitterungsgebilde handelt. Demgemäß wird der Granitstein in der Gemeinde auch als „Naturdenkmal“ tituliert und nicht etwa als Kulturdenkmal. Unter der Bedingung, daß das Denkmal erhalten und das Grundstück gepflegt wird, hat der Eigentümer Ing. Bertschler die beiden Parzellen nun der Gemeinde gestiftet.

NÖN/Zwettler Zeitung, 29. 8. 1996

Schon drei Museen in der Weinbaugemeinde

Mit der Eröffnung des Faßbinderei- und Weinbaumuseums gibt es im Gebiet der Marktgemeinde Straß bereits drei Museen: Ein Feuerwehrmuseum bei der FF Straß und einen Fossilienschauraum in Oberholz. Das Weinbaumuseum zeigt eine Sammlung historischer Arbeitsgeräte der Weinbauer — von den ersten Rebmessern über verschiedene „Spritzenmaschinen“ bis hin zu einer barocken Baumpresse und den ersten Weinbergtraktoren. Weil der Weinbau fast untrennbar mit dem Faß verbunden ist, durfte in Straß natürlich ein Faßbindereimuseum nicht fehlen. Eingerichtet wurde dieses Museum in der ehemaligen Faßbinderei Schmid, deren Werkstatt weitestgehend im Originalzustand erhalten blieb — so, als hätte der Meister den Hobel gerade beiseite gelegt.

Das fertige Produkt — der Wein — hatte seinen „Auftritt“ im Rahmenprogramm: Im Winzerdorf im Museumshof gab es beste Straßer Hauerweine zu verkosten, und eine Fahrt in die Straßer Rieden mit Landauern und Traktoren durfte ebenfalls nicht fehlen. Die einführenden Worte zu den „beiden“ Museen sprachen Mag. Susanne Hawlik und Mag. Erich Broidl. Die Eröffnung nahm Landtagsabgeordneter DI Bernd Toms vor. Gottes Segen rief Ortspfarrer Stephan Schwarcz herab.

Chris Leneis, NÖN/Kremser Zeitung, 23. 9. 1996

Streitwiesen (Gemeinde Weiten)

Eine Reise durch die menschliche Seele auf der Jugendburg

Auf Initiative von Dr. Wilhelm Seledec und dem Kulturreferat der Marktgemeinde Weiten gab es heuer ein Kulturspektakel auf der Jugendburg. Das Ambiente im Hof der Burgruine gab den entsprechenden Rahmen. Dieter O. Holzinger inszenierte eine Vergnügungsreise über die Untiefen der menschlichen Seele „Dich verfolgst‘ ich noch als Leiche“. Moritaten, Texte und Gedanken wurden sprechend und singend vorgetragen. Moritaten, vorgetragene Lieder und Texte zu schrecklichen Tagen, wie es im Mittelalter geschah. Gute schauspielerische Leistungen prägten die drei Aufführungen. Ein Wilhelm Seledec, der einleitend und verbindend rhetorisch klar und deutlich sprach, ein Leo Schörgenhofer, der im Hintergrund immer wieder korrigierend eingriff, Eberhard Kummer als Sänger und Saitenspieler zogen das Publikum in ihren Bann — und dazu die alles überragende Ulli Fessl, der Star des Abends, herzerfrischend und quirlig. Da konnte man leicht darüber hinwegsehen, daß außer von Ulli Fessl der Schummelzettel manchmal zur Hand genommen werden mußte. Theater — einmal anders. Die schauerlichen Moritaten waren für die Besucher auf alle Fälle sehenswert. Und wer solche Moritaten auf Bildtafeln sehen will, kann dies bei der Ausstellung im nahen Schloß Rogendorf in Pöggstall tun. Schauspiel und Bildtafeln ergänzen einander ausgezeichnet.

Friedrich Reiner, NÖN/Melker Zeitung, 10. 7. 1996

Waidhofen/Thaya

Steinmetz zeigt in der Stadt seine Rohprodukte

Ein Stein-Lehrpfad bereichert für einige Monate das Stadtzentrum. In Privatinitiative hat Steinmetzmeister Friedrich Mahringer mit Genehmigung der Gemeinde Steine in der Stadt aufgestellt. „Man soll die Steine ‚be-greifen‘ können“, meint Mahringer. „Die Menschen sollen sich nach seinen Vorstellungen damit beschäftigen, wie das Rohprodukt aussieht, das u. a. zur Herstellung von Arbeitsplatten, Fensterbänken und Stiegen verwendet wird oder mit dem man baut“, erklärt der Waidhofener Steinmetzmeister. Aufgestellt wurden bzw. werden: Sölkner Marmor beim Besslerpark, Wachauer Marmor beim Palmers-Geschäft, Untersberger Marmor bei der Rathaus-Stiege, Adneter Marmor bei der Lotto-Annahmestelle Schuster und Waldviertler Granit beim Finanzamt. Eine besondere Rarität ist der „Waidhofener Marmor“, ein bei Jasnitz ausgegrabener Stein, der bei der Apotheke aus-

gestellt ist. Tafeln, die die Materialart und die Herkunft der Steine beschreiben, sollen dem Betrachter die Angelegenheit zusätzlich verdeutlichen.

Johann Ramharter, NÖN/Waidhofen, 26. 9. 1996

14. Bezirksmusikfest

Das 14. Bezirksmusikfest mit Marschmusikbewertung der BAG Horn-Waidhofen/Thaya fand Mitte September anlässlich des 40jährigen Bestandes der Musikkapelle in Langau statt. Am Vorabend spielte die Trachtenkapelle Mureck aus der Steiermark in der Mehrzweckhalle. Am Sonntagvormittag wurde die Festmesse mit anschließendem Frühschoppenkonzert von der Waldviertler Grenzlandkapelle der Stadt Hardegg unter Bezirkskapellmeister Johann Pausackerl gestaltet.

Mit einer festlichen Fanfare wurde um 14 Uhr die Marschmusikbewertung eröffnet, wobei sich zum wiederholten Male alle Mitgliedskapellen der Fachjury, bestehend aus Prof. W. Wltschek, Musikdirektor F. Kastner und Musikdirektor Bez.-Kpm. E. Pinter, stellten. Bei einfallendem Regen mußte die Marschwertung sogar unterbrochen werden, wurde aber nach einer halben Stunde wieder fortgesetzt. Ein Sehr gut erreichten in C: Langau, Zissersdorf, Jugendkapelle Dobersberg, Gars am Kamp. Ausgezeichnet in C: Thaya, Trachtenkapelle Dobersberg. In D gab es ein Sehr gut für Eggenburg und Aigen bei Raabs; mit Auszeichnung in D konnten Horn und Windigsteig bestehen. In der Höchststufe E erzielte die Jugendkapelle Weitersfeld einen sehr guten Erfolg. Ausgezeichnete Erfolge in E gab es für Irnfritz, Vitis, BO Waidhofen/Thaya, Röschitz sowie für die Jugend- und auch für die Stadtkapelle Raabs/Thaya. Das Gesamtspiel wurde eingeleitet mit Mathias Glantschnigs Marsch „Frohe Fahrt“, dirigiert vom Kapellmeister der jubilierenden Kapelle aus Langau, Heribert Kühlmayer. Unter Bez.-Kapellmeister Musikdirektor F. X. Weigerstorfer erklang zunächst dessen Waldviertler Potpourri Nr. 1, dann der Paradedefiliermarsch und zum Abschluß die NÖ Landeshymne.

Als besondere Figuren in E sah man bei der Marschwertung beispielsweise ein A von der Jugendkapelle Raabs, wozu die Bundeshymne intoniert wurde, weiters eine k. u. k. Traditionsfigur von der Jugendkapelle Irnfritz mit dem Trio des Deutschmeister-Marsches. Die Raabser Stadtkapelle entbot einen Fächer, wozu natürlich die Fächerpolonaise von C. M. Ziehrer erklang, und die Trachtenkapelle Röschitz zeigte einen Violinschlüssel. Man konnte auch die üblichen Figuren, wie Schnecke und Stern, im Programmablauf sehen.

Zum Ausklang konzertierten einige Kapellen noch in der Mehrzweckhalle. Das Besondere an der Veranstaltung war, wie auch BO P. Faimann bei der Bekanntgabe der Wertungsergebnisse sagte, eben die wiederholte 100prozentige Beteiligung aller 17 Mitgliedskapellen neben der Konzertwertung im Frühjahr nun auch bei der Marschwertung im Herbst, welche alljährlich immer eine große Zuschauerkulisse anzieht. Man kann das heurige Bezirksmusikfest auch als Glantschnig-Marschfestival bezeichnen, da einige Kapellen Märsche des Kärntner Komponisten und Ehrenlandesverbandsobmannes spielten.

Waldviertel

Gottfried von Einem ist tot

Im Alter von 78 Jahren ist der Komponist Gottfried von Einem gestorben. Gottfried von Einem, Vater des Innenministers Caspar Einem, hat 22 Jahre lang in Rindelberg in der Gemeinde Bad Großpertholz gelebt. Viele Jahre lang prägte der bescheidene, zurückhaltende Mensch das Gemeindeleben durch eine engagierte Präsenz. Die Marktgemeinde dankte ihm seine Verdienste mit der Würde eines Ehrenbürgers. Neben seiner Kompositionstätigkeit hatte sich Einem in vielen Funktionen für die kulturelle Weiterentwicklung des Landes eingesetzt. Auch dadurch hat er sich einen zentralen Platz in der österreichischen Kulturgeschichte des Jahrhunderts gesichert.

Gottfried von Einem wurde am 24. Jänner 1918 in Bern geboren und wuchs in Deutschland und England auf. Er war Assistent der Bayreuther Festspiele und 1944 Hauskomponist der Dresdner Staatsoper. Seit 1946 lebte er in Österreich. 1948 bis 1951 war er Direktionsmitglied und nach 1955 Vorsitzender des Kunstrats der Salzburger Festspiele. Im Jahr 1963 wurde Einem als Professor an die Wiener Musikakademie berufen. Er war mit der Schriftstellerin Lotte Ingrisch verheiratet.

NÖN/Horn-Eggenburg, 18. 7. 1996



Gottfried von Einem (1918-1996)
(Foto: Schleich, NÖ Landesregierung, Bildstelle)

Ybbs

Professor Franz Wlcek: „Ein Leben für die Kunst“

Er ist barfuß in Ybbs in die Volksschule gegangen. Er hat beide Weltkriege miterlebt. Die Kunst hat ihm im Krieg dreimal das Leben gerettet. Die Rede ist vom Ybbser Künstler Professor Franz Wlcek. „Ich habe immer gemalt, und ich male auch im Alter noch — das hält mich jung und gesund“, sagt Wlcek, der dieser Tage seinen 85. Geburtstag feiert.

Aus diesem Anlaß wurde am 2. August im Alten Pfarrhof in der Herrengasse 12 die Ausstellung „Ein Leben für die Kunst“ eröffnet. Josef Zwiefelhofer hielt die Laudatio, Gerlinde Stöger sang ein Ständchen. Bürgermeister Anton Sirlinger dankte Prof. Wlcek in seiner Eröffnungsrede für die Bereitschaft, seine Arbeiten in Ybbs zu präsentieren. „Prof. Wlcek hat Kreativität, schöpferische Kraft und den unbändigen Willen, etwas umzusetzen. Die Kunst hat sein Leben gestaltet“, sagte Bürgermeister Sirlinger und wünschte dem Jubilar „noch viele schöne Pinselstriche“.

„Ich bin kein Nitsch und kein Hundertwasser, ich male, weil es mir Freude macht“, betonte Prof. Wlcek. Er habe in der Schule nichts über die Malerei gelernt, nur „von Goethe und seinen Geliebten“. Trotzdem wandte er sich der Malerei zu. Franz Wlcek, Magistratsbeamter der Stadt Wien, absolvierte die Ausbildung zum akademischen Maler. „Ich habe insgesamt acht Berufe erlernt, damit ich überleben konnte“, erzählte Franz Wlcek bei der Eröffnung seiner Ausstellung. Wlcek, dessen Vorbild Cézanne ist, wurde mit zahlreichen Preisen für sein Schaffen ausgezeichnet, u. a. mit der Goldmedaille des Wiener Künstlerhauses, dem Goldenen Ehrenzeichen des Landes NÖ und mit der Silbermedaille für Kunst und Wissenschaft der Stadt Wien.

Renate Hinterndorfer, NÖN/Melker Zeitung, 7. 8. 1996

Yspertal

Familien-Singwoche

In der 3. Juliwoche fand erstmals im Schülerheim der HLA für Umwelt und Wirtschaft die Familien-Singwoche des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes statt. Die 80 Teilnehmer aus allen Altersklassen konnten bei Arbeitsgruppen teilnehmen (wie z. B. Chormusik aus verschiedenen Jahrhunderten),

die von einem Team von Fachleuten betreut wurden. Ein Chorkonzert mit einem polnischen Knabenchor in der Pfarrkirche Altenmarkt, ein Dorfabend mit Musikanten aus dem Yspertal, eine musikalische Umräumung der Vorabendmesse sowie ein festlicher Schlußabend überzeugten vom Können der Teilnehmer. Etwa 100 Besucher erfreuten sich an den Gesängen, Tänzen und Gospels. Wanderungen in die Ysperklamm, Kunsthandwerk, Tänze, Sport u. ä. rundeten das Kurs-Programm ab. „Die Grundidee der Singwoche ist, daß Familien, die zuhause singen und musizieren, eine Woche gemeinsam verbringen“, meint Leiter Edgar Wolf. Außerdem hoffe er, daß die 40. Familien-Singwoche zur Tradition im Yspertal werde.

NÖN/Melker Zeitung, 7. 8. 1996

Zwettl

Gedenkstein aus 1882 entdeckt

Im Zwettlatal wurde nun ein Gedenkstein an den ältesten Wanderweg entdeckt. . . Um 1880 begann man auch in Zwettl — ganz im Sinne der aufkommenden Tourismusbewegung — Wanderwege anzulegen. Der Initiator war der damalige Bezirkshauptmann von Zwettl, Alexander Sauer-Csaky von Nordendorf. Auf seine Anregung hin wurde auf der Hammerleiten im Zwettlatal ein Steig angelegt, der lange Zeit als „Sauer-Weg“ auch seinen Namen trug.

Als in den letzten Jahren im Zwettlatal der Erholungswald angelegt wurde, gestaltete man auch die Wege neu, und die alten Trassen wurden weitgehend aufgelassen. Alois Reiter, der pensionierte Schulwart des Gymnasiums Zwettl, erinnerte sich aber, vor Jahren am Rand des alten Wanderweges einen Stein gesehen zu haben, in den Schriftzeichen eingemeißelt waren. Diese Erinnerung ließ ihm keine Ruhe, und er ging daran, diesen Stein zu suchen. Nach vielen vergeblichen Versuchen und einigen Mühen gelang es ihm vor kurzem tatsächlich, den Felsen wieder zu entdecken und die Schriftzeichen freizulegen. Er befindet sich knapp unterhalb des neu angelegten Waldweges und trägt folgende Zeichen: ASCN (letzteres stark verwittert) k. k. BH. 1882. Es handelt sich dabei eindeutig um die Initialen des damaligen k. k. Bezirkshauptmannes von Zwettl. Dir. Franz Preiß, der Obmann der Bürgerspitalfondstiftung, die den Erholungswald betreut, erklärte sich spontan bereit, diesen Gedenkstein für die Öffentlichkeit leichter zugänglich zu machen und den Bereich davor vielleicht zu einem Ruheplatz umgestalten zu lassen.

NÖN/Zwettler Zeitung, 25. 7. 1996

Stift Zwettl

100. Konzert wurde zu glanzvollem Höhepunkt

Das 100. Konzert im Rahmen der Orgelfestreihe, initiiert 1984 von Abt Bertrand Baumann und dem Ehepaar DDr. Bigenzahn-Ullmann, gestaltete sich zu einem glanzvollen Höhepunkt. Schon eine halbe Stunde vor Konzertbeginn war kaum mehr ein Platz in der Zwettler Stiftskirche zu finden. Ein Zeichen, wie dieses Orgelfest, nun bereits zum 13. Mal veranstaltet, zu einem festen Bestand der Festspielszene geworden ist. Dies wurde auch in den Ansprachen von Altabt P. Bertrand Baumann und Landeshauptmann-Stellv. Liese Prokop zum Ausdruck gebracht.

Das Ensemble „Virtuosi Saxoniae“ wurde seinem internationalen Ruf gerecht und assistierte seinem Solisten und Leiter Ludwig Güttler souverän. Der prominente deutsche Trompeter, der zu den Stammgästen dieses rund um die berühmte Egedacher Orgel konzipierten Orgelfestes zählt, meisterte seine hochvirtuosen Aufgaben nicht nur mit technischer Bravour, sondern auch mit überzeugender Stilsicherheit. Elisabeth Ullmann, die künstlerische Leiterin des Orgelfestes, musizierte transparent an der Chororgel Choralbearbeitungen von Bach und an der Egedacherorgel Sonaten des einstigen Leipziger Thomaskantors Johann Kuhnau. Im abschließenden Brandenburgischen Konzert Nr. 2 von Bach fand dieses Jubiläumskonzert seinen festlichen Ausklang. Das Publikum dankte mit begeistertem Applaus.

NÖN/Zwettler Zeitung, 4. 7. 1996

Buchbesprechungen

Christine Lavant, **Die Schöne im Mohnkleid**. Erzählung. Im Auftrag des Brenner-Archivs (Innsbruck) herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Steinsiek (Salzburg-Wien: Otto Müller Verlag 1996) 127 Seiten, öS 198,—

Christine Lavant — wie sich die Dichterin bald nach dem Fluß ihres Heimatales nannte — wurde am 4. Juli 1915 als neuntes und letztes Kind der Bergarbeiterfamilie Thonhauser in Großedling bei St. Stefan im Lavanttal geboren. Armut und Krankheit waren von Kindheit an ihre ständigen Wegbegleiter. 1939 heiratete sie den um 36 Jahre älteren Maler J. B. Habernig. Trotz der Anerkennung ihres lyrischen Schaffens (Georg Trakl-Preis 1954; Anton Wildgans-Preis 1964; Großer Österreichischer Staatspreis 1970) war es für sie das Allerschwierigste, ja fast unmöglich, sich selber in ihrem „erbärmlichen Sosein“ anzunehmen. Jedoch schuf sie sich mit ihrer genialen Sprachkraft einen Ausweg aus ihrer Situation. Am 7. Juni 1973 starb Christine Lavant nach einem Schlaganfall im Landeskrankenhaus Wolfsberg/Kärnten.

Der sehr persönliche, in Briefform gehaltene Text „Die Schöne im Mohnkleid“ ist in zwei Abschnitte gegliedert, die aber trotzdem eine Einheit bilden. Die tagebuchartigen Briefe vom 22. bzw. 24. Juni 1948 wenden sich an Lavants Freundin Ingeborg Teuffenbach, in deren Nachlaß sie gefunden wurden. Der „Text“ kann keiner literarischen Gattung zugeordnet werden (Brief- und Prosaelemente vermischen sich) und trägt auch keinen Titel — dieser stammt vom Verleger. Im Nachwort von Annette Steinsiek wird die Freundschaft zwischen Ingeborg Teuffenbach-Capra und Christine Lavant durchleuchtet, die im Juni 1948 noch am Anfang war: So sieht Christine Lavant ihre Ingeborg im Text als „die Schöne“ (= Synonym für „das Gute, Richtige“), die alles ins Helle verwandelt, als ihren Gegenpol schlechthin. Mit gleichen Worten sieht sie auch ihre Volksschullehrerin, die nach Klagenfurt versetzt wurde — sie ist die „Schöne im Mohnkleid“ (S. 98), die sie so sehr verehrte, daß die kraftlose, kranke, achtjährige Christine zu Fuß (!) von St. Stefan nach Klagenfurt wanderte (60 km) — nur, um sie zu sehen und dieser ihre erste Geschichte als Geschenk zu überreichen.

Der erste Teil des „Textes“ beinhaltet Christine Lavants große Schwierigkeit des Sich-Selbst-Annehmenkönnens, im zweiten Teil hat sie bereits Abstand genommen, sie kann ihre Vergangenheit besser bewältigen. So verschleiert sie hier ihre Wirklichkeit, indem sie z. B. ihren Schwestern ungebräuchliche Kosenamen gibt. Aus einem Begleitschreiben zum „Text“ geht hervor, wie wichtig und wertvoll Christine Lavant ihre Freundschaft mit Ingeborg Teuffenbach war. So beschwört sie die Ernsthaftigkeit und Schwere der Beziehung. Ingeborg möge genau prüfen, damit sie wisse, was damit ge- oder entbunden werde. Wenn Ingeborg zu dem Entschluß komme, daß Christine Lavants Verstand nicht außerordentlich, sondern einfach nicht mehr in Ordnung sei, so bräuchte sie ihr nur mehr gelegentlich einige Worte zu schreiben (S. 115/116).

„Ich möchte für Ingeborg etwas schreiben“ — dieser Satz steht am Anfang des „Textes“ und zieht sich ebenso wie das radikale „Du“ mit äußerst persönlichen Elementen durch das Buch. Ingeborg Teuffenbach wird für Christine Lavant zur Bezugsperson und steht für alle diejenigen, von denen die vom Leben so sehr Benachteiligte Liebe erfahren hat.

Man erlebt in diesem „Text“ ein Stück des Lebensweges von Christine Lavant — gleichzeitig bleibt er aber auch Fiktion. Vielleicht geht gerade deshalb von diesem Buch, weil es nicht zur Veröffentlichung gedacht war, eine so immense Kraft aus.

Helmtraud Weber

Arno Rußegger/Johann Strutz (Hg.), **Die Bilderschrift Christine Lavants**. Studien zur Lyrik, Prosa, Rezeption und Übersetzung (Salzburg-Wien: Otto Müller Verlag 1995) 237 Seiten, öS 238,—

Der vorliegende Sammelband geht auf das 1. Internationale Christine Lavant-Symposium im Mai 1995 in Wolfsberg zurück. In diesem Jahr wäre Christine Lavant 80 Jahre alt geworden. Die Initiato-

ren dieser Tagung waren die neugegründete Christine Lavant-Gesellschaft sowie das Robert Musil-Institut für Literaturforschung der Universität Klagenfurt, das an einer kritischen Gesamtausgabe des Werkes von Christine Lavant arbeitet.

Die Referate des Tagungsbandes lassen sich in vier thematischen Schwerpunkten zusammenfassen. Der erste Bereich befaßt sich mit der Lyrik der Dichterin. Obwohl diesen Texten schon bisher das Hauptinteresse der Literaturwissenschaft galt, bieten die vorliegenden Analysen durchaus neue Ansätze. Bekannt sind die Bedeutung der Religiosität, die Wichtigkeit ihrer eigenen Lebenserfahrungen sowie die Bezüge zur Lyrik Rilkes und Trakls. Neu sind die hier aufgezeigten Verbindungen zu Gertrude Kolmar und zur Lyrik von Annette von Droste-Hülshoff. Besonders hingewiesen sei auf den Aufsatz von Lothar Jordan, der neben der religiösen Komponente auch Elemente der literarischen Avantgarde und des Aktionismus der 50er Jahre entdeckt.

Neue Wege beschreiten die Autoren des zweiten Bereichs, der dem bisher vernachlässigten Prosawerk gewidmet ist. Neva Slibar problematisiert in ihrer Analyse der Erzählung „Das Kind“ die Kinderperspektive samt ihren strukturellen Folgen. Dabei bringt sie Lavants Erzählhaltung auf den „gemeinsamen Nenner eines Widerspiels von weltverfremdender Sicht sowie im Gefühls- und Gedankengewebe verstrickter und darin auch den Leser verstrickender Rede“ (S. 113). Als zentrales Thema definiert sie bei Christine Lavant eine „umfassende Entfremdung — auf metaphysischer, sozialer und psychischer Ebene“ (S. 106). Die Klischeehaftigkeit, Sentimentalität und sprachliche Verniedlichung im Prosawerk wird dabei nicht verschwiegen. Arno Rußegger befaßt sich in seiner Studie mit dem Kunstmärchen „Baruscha“. Der Text, etwa 1938/39 entstanden, entwirft ein Gegenmodell zur bedrückenden und beengenden Lebenssituation der Dichterin. In den Hauptfiguren Corbinian und Baruscha kritisiert sie die herkömmliche Rollenverteilung von Mann und Frau.

Der dritte Bereich befaßt sich mit der Rezeption Christine Lavants. Wolfgang Wiesmüller zeigt auf der Grundlage der Korrespondenz das Lavant-Bild Ludwig von Fickers auf. Ficker, Herausgeber der christlichen Kulturzeitschrift „Der Brenner“ in Innsbruck, wurde zu einem wesentlichen Förderer Christine Lavants, die er 1954 und 1964 als Preisträgerin des angesehenen Trakl-Preises durchsetzte. Ficker sieht Lavant in der Nachfolge Trakls. Die Spannung zwischen dem Abgründigen, Unheimlichen und der Strahlkraft der Wahrheit faszinierte Ficker immer wieder. Daß er sie daneben noch als christliche Dichterin in sein Weltbild einordnen konnte, verstärkte seine Bewunderung. Eine völlig neue Seite der Dichterin lernen wir im Aufsatz von Christa Gürtler kennen, die den Briefwechsel zwischen Christine Lavant und dem Otto Müller Verlag, der ihre Gedichte herausbrachte, untersucht. Die Briefe kreisen um die Gedichtauswahl und vor allem um die Titel der Lyrik-Bände. Bei der oft langwierigen Titelsuche erleben wir eine selbstbewußt und engagiert um ihre Ideen kämpfende Autorin, die sich schließlich mit oft witzig-ironischen Formulierungen gegen alle Widerstände durchsetzt. Da sie von den Tantiemen ihrer Bücher nicht leben konnte, mußte sie weiterhin ihren kargen Lebensunterhalt „ersticken“, wie sie ihrem Verleger am 20. 11. 1955 mitteilte (S. 189). Bald aber wurde das Verhältnis zwischen Autorin und Verlag distanzierter.

Im letzten Teil des Bandes beschäftigen sich drei Übersetzer mit den Schwierigkeiten, die komplexe Sprache der Dichterin adäquat in fremde Sprachen zu übertragen.

Wer sich näher mit dem eindrucksvollen dichterischen Werk und der faszinierenden Persönlichkeit der Dichterin beschäftigen will, wird in diesem Sammelband viele neue Anregungen finden. Vor allem die erstmals edierten Briefe werfen ein neues Licht auf diese bedeutende österreichische Dichterin.

Clemens Weber

Switbert Lobisser, **Ölbilder und Aquarelle**. Text von Angelica Bäumer (Völkermarkt: Galerie Magnet 1996) 99 Seiten, 80 Farbdrucke, einige Fotos, öS 680,—

Switbert Lobisser ist den Kunstfreunden vor allem als Meister des Holzschnitts ein Begriff. Daß er daneben auch noch Aquarelle und Ölbilder schuf, wird mit diesem Kunstband erstmals einer breiteren Öffentlichkeit bekannt, während seine Fresken heute noch zahlreiche Häuser und öffentliche Gebäude zieren.

Leo Lobisser wurde 1878 in Tiffen bei Feldkirchen als Sohn eines Volksschullehrers geboren. Seine malerische Begabung zeigte sich bereits sehr früh. Nach der Matura im Bischöflichen Knabenseminar Klagenfurt trat er in das Benediktinerstift St. Paul im Lavanttal ein, wo er den Klostersnamen Switbert wählte. Er studierte Theologie in Salzburg und Rom, ab 1904 besuchte er die Akademie der Bildenden Künste in Wien. Mehrere Jahre unterrichtete er als Kunsterzieher am Stiftungsgymnasium St. Paul, seine wahre Liebe gehörte aber der Natur und der Jagd. Das Amt des Forstmeisters erfüllte er daher mit großer Begeisterung. 1925 lernte er seine „Ev“ kennen und lieben. Als 1932 seine Tochter Notburga geboren wurde, ließ er sich mit päpstlicher Dispens in den Laienstand versetzen. Er zog nach Klagenfurt in sein neues, mit Fresken geschmücktes Haus, wo er 1943 starb.

Das Hauptthema seiner Aquarelle und Ölbilder ist die Natur in allen Formen und zu jeder Jahreszeit, wie Angelica Bäumer in ihrem einleitenden Essay feststellt. Dieser Natur fühlte er sich zeit lebens als Jäger eng verbunden, sie ist „jenes Kapital, dessen Zinsen in meinen Bildern drinnen stecken“, wie Lobisser in einer seiner Notizen anmerkte. Lobissers Arbeitsweise erfolgte in mindestens zwei Stadien: Nach einer Zeichnung oder Skizze malte er entweder im Atelier bedächtig ein Ölbild oder schuf ein spontanes Aquarell in der Natur.

Seine Ästhetik ist geprägt vom Barock und von der Antike, die er während seines Studiums in Rom kennengelernt hatte. Dort, in der Campagna, entstanden auch seine ersten Ölbilder. Trotz der Kenntnis der modernen Strömungen in der Kunst blieb er selbst der traditionellen Malerei in seiner geliebten Kärntner Heimat verhaftet.

Die im Band technisch hervorragend wiedergegebenen rund 80 Ölbilder und Aquarelle bieten vor allem eine „lange Wanderung durch die Landschaft Kärntens“ (S. 12). Von der Koralm bis zum Ankogel reichen die Bergportraits. Uralte Bauerngehöfte faszinieren ebenso wie Ansichten des Wörthersees oder des Glantals. In immer neuen Variationen gestaltet Lobisser das Stift St. Paul und seine Umgebung. Die von Lobisser dargestellte Welt ist klar nach den Gesetzen der Natur geordnet, die Menschen sind arm, das Leben verläuft ohne Technik und Industrie. Diese Welt ist für den Maler heilig, wirtschaftliche und politische Veränderungen finden keinen künstlerischen Widerhall. Die wenigen Portraits und Menschendarstellungen wirken dagegen eher statisch und leblos.

Für den aufmerksamen Betrachter bleiben trotzdem einige Fragen offen. Weil auf eine chronologische Anordnung nach dem Entstehungsjahr verzichtet wird, kann die malerische Entwicklung Lobissers nur sehr schwer nachvollzogen werden. Bei den Bildern fehlt auch eine Angabe des Besitzers. Interessant wäre es auch gewesen, bei einzelnen Werken Vorentwürfe, Kolorierungsskizzen und Holzschnitte wiederzugeben, um so einen Blick in die Arbeitsweise Lobissers werfen zu können.

Dieses Buch bietet sich als Geschenk für alle Kärnten-Liebhaber an, die hier eine Schauraufe durch Kärntner Landschaften und Orte unternehmen können und eine „Welt der Stille und Unzerstört-heit abseits aller hektischen Zivilisation“ (S. 12) finden, nach der sich viele von uns sehnen.

Clemens Weber

Herbert Trautsmawieser, Kaiserjacht und Kreuzfahrtschiff. Gekrönte und ungekrönte Passagiere auf Donauschiffen (Krems: Malek Verlag 1996) 160 Seiten, 64 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 187,—

In seinem Buch „Weiße Schiffe am blauen Strom“ (vgl. Buchbesprechung in: Wv 4/1995, S. 423 f.) beschrieb Herbert Trautsmawieser verschiedene Schiffe der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft bzw. deren Geschichte.

Im vorliegenden Buch geht es — wie der Untertitel bereits aussagt — um Passagiere auf diesen Schiffen. Gekrönte und ungekrönte Fahrgäste, Mitglieder von Kaiser- und Königshäusern, Staatsoberhäupter, Politiker, Dichter und Maler, Schauspieler und Sänger, Wirtschaftskapitäne, Wissenschaftler, Kreuzfahrteilnehmer und Ausflügler befuhren auf diesen Schiffen die Donau.

Manche von ihnen hielten ihre Eindrücke und Erlebnisse in Wort oder Bild fest. Beispielsweise Ida Pfeiffer, die Biedermeier-Weltreisende aus Wien, die sich bereits 1842 mit DDSG-Schiffen auf die

Reise ins Heilige Land machte und durch die ausführliche Beschreibung dieser Reise ihren Ruf als Schriftstellerin begründete. Oder der Maler Jakob von Alt, der auf seiner Schiffsreise bis Belgrad seine Eindrücke zu Papier brachte und das Aquarell „An Bord der Maria Anna“ malte.

Über viele andere Fahrten und Fahrgäste gibt es Berichte. Ob es sich um Sisis Brautfahrt, um die Reise von Brasiliens Kaiser Pedro II., um den von Generalfeldmarschall Hermann Göring einberufenen Wirtschaftsgipfel an Bord der „Franz Schubert“ oder um Ausflugsfahrten bei Staatsbesuchen handelt, ob die Eröffnung des „Eisernen Tor-Kanals“ oder der Luxuskreuzer „Mozart“ als Nobelquartier für die Teilnehmer eines Magierkongresses beschrieben wird, immer wieder gelang es dem Verfasser, die zusammengetragenen Berichte und Nachrichten zu interessanten Kapiteln zu verarbeiten.

Ein Abschnitt befaßt sich mit den letzten Fahrten der Personenschiffe unter der DDSG-Flagge im Jahr 1995. Ein Neubeginn der Personenschiffahrt auf der Donau erfolgte 1996 mit der privaten „Blue Danube-Schiffahrtsgesellschaft“ und ihren Schiffen (darunter die von Friedensreich Hundertwasser neu gestaltete „Vindobona“), die neue Schwerpunkte in der österreichischen Donauschiffahrt setzt und ihre Schiffe sowohl im Liniendienst als auch für Charter- und Themenfahrten einsetzt. Die „Donauschiffahrt Ardagger“ befährt die Strecke Krems — Linz und bietet Strudengau-Rundfahrten an, die in Passau beheimatete Reederei Wurm+Köck ist zwischen Linz und Passau unterwegs, und die Schwestern Barbara und Birgit Brandner versuchen unter dem Motto „Auf der Donau zuhause“ in der Wachau ihr Erlebnisschiff „Austria“ auf Erfolgskurs zu steuern.

Die vielen Details rufen bedeutende Ereignisse im Laufe der langjährigen Geschichte der Personenschiffahrt auf der Donau in Erinnerung, verweisen auf die mit der Schiffahrt verbundenen Gefahren, zeigen die Änderung der politischen Verhältnisse in den Donaustaaten auf und vermitteln nicht zuletzt einen guten Eindruck von den wunderbaren Landstrichen entlang der Donau.

Dem Autor, der — wie er selbst sagt — seit seiner Kindheit vom Strom und seinen Schiffen fasziniert ist, ist wieder ein nettes Buch gelungen!

Herbert Neidhart

Gerhard Vogl, **Die ganze Republik ist Bühne**. Politiker-Anekdoten von 1945 bis heute. Mit Karikaturen von Ironimus (Wien: Verlag Kremayr & Scheriau 1996) 208 Seiten, 70 Zeichnungen, öS 195,—

Trotz der angeblich vorherrschenden Politikverdrossenheit hält das Interesse am Politiker als Menschen unvermindert an. Das vorliegende Anekdotenbuch wird daher sicher zahlreiche Leser finden.

Gerhard Vogl hat eine jahrzehntelange Erfahrung im Umgang mit Politikern. Als Journalist und ORF-Redakteur ist er ein ausgesprochener Insider auf diesem Gebiet. Seine Geschichtchen haben vertrauenswürdige Gewährsmänner, und „Anekdoten sind übermittelte Erzählungen, die auch wahr sein könnten. Fast immer sind sie wahr“ (S. 7).

Nahezu alle auf der „Bühne“ der Zweiten Republik aufgetretenen oder auftretenden bedeutenden Persönlichkeiten scheinen auf. Aufgrund der Berufstätigkeit des Autors trifft man aber auch mehr oder minder bekannte Vertreter der Medienwelt. Und wegen der im Klappentext ausdrücklich erwähnten „militärischen Vergangenheit“ Vogls bekommt man auch einen nicht uninteressanten Einblick in das Heereswesen. Da es sich um Anekdoten aus der ganzen Zweiten Republik handelt, werden heute weniger bekannte Details in kursiven Erläuterungstexten näher erklärt. Die Nachbemerkingen zeigen, daß das Buch von einem Journalisten stammt. Dabei ist Vogl stets bemüht, niemandem weh zu tun und nie die Achtung vor dem Menschen zu verlieren.

Das Waldviertel ist durch Landeshauptmann Steinböck würdig vertreten. Die Steinböck-Anekdoten „Bibisi“ ist eine Geschichte, über die man herzlich lachen kann. Doch auch die anderen Erzählungen lassen den Politiker leibhaftig vor einem erscheinen. Ansonsten wird noch die Gudenus-Höhle erwähnt — im Zusammenhang mit dem umfangmäßig wohl etwas überproportional vertretenen Abgeordneten John Gudenus.

Für Leser, welche die Anfänge der Zweiten Republik bewußt erlebt haben, ist Leopold Figl etwas zu bescheiden vertreten (im Gegensatz zu Julius Raab). Gelegentliche Namensabkürzungen („Franz V.“) stören etwas beim Lesen. Und der „redliche Alois“ (Mock) ist kein „Ulmerfelder“, sondern ein Euratsfelder (S. 94).

Es ist ein unterhaltsames Buch zum Schmunzeln, Lächeln und Lachen, oft aber auch eine Anregung zum Nachdenken. Hat man einmal zu lesen begonnen, kann man fast nicht mehr aufhören. Für Weihnachten ein passendes Geschenk für einen breiten Personenkreis!

Anton Pontesegger

Karl Lukan, **Alte Welt im Donauland**. Kulturhistorische Wanderungen (Wien: Edition Austria in der Verlagsbuchhandlung Pichler GmbH 1966) 266 Seiten, zahlreiche Zeichnungen, Schwarzweiß- und Farbabbildungen, öS 398,—

In 53 Kapiteln stellt Karl Lukan kulturhistorisch interessante Orte im Donaunraum zwischen Aschach und Hainburg in der West-Ost-Erstreckung und von Schmerbach, Eggenburg, Asparn an der Zaya bis Grabenegg, Wöllersdorf und Mörbisch in der Nord-Süd-Linie vor. Es ist nicht nur geographisch gesehen ein großes Gebiet, das man durchwandert, sondern auch zeitlich spannt sich der Bogen von der Altsteinzeit über die Kelten, Römer, durchs Mittelalter, die Türkengefahr bis zu einem Abstecher in die jüngstvergangenen Zeiten (z. B. zu den Resten der Bergstation der Leopoldsberg-Zugseilbahn S. 156). Der Autor folgt zusammen mit seiner Frau und Freunden schon „an die vier Jahrzehnte den Spuren der Vergangenheit, wobei wir wohl ein bisserl mehr sehen wollen als bloß einige Ruinen oder Fundstücke in Museumsvitrinen“ (S. 12).

Der Leser bzw. der Wanderer wird durch Lukans Erzählung „zum etwas Besehen“ gebracht, wo manchmal „nicht mehr viel zu sehen ist“ (S. 156). Ein Busfahrer (S. 192): „Hörn S', i fahr' die Streckn jeden Tag und hab' noch nie ans gsehn!“ (Gemeint ist das Schloß Sachsendang in Oberhausen). Oder S. 194: „Ah so ist das! Und ich hab bis jetzt immer glaubt . . .“ Das Buch will also einen Beitrag leisten zur Entdeckung der Heimat, die man am wenigsten kennt. Nicht nur Fakten, sondern Geschichten, die die Geschichte beleben, erfreuen den Leser. Heimatforscher werden in ihrer Originalität vorgeführt, originelle Fundumstände können nachgelesen werden. Die Radiästhesie hat einen festen Platz bei der Betrachtung der heiligen Orte der Vergangenheit, die durch die positive Strahlung Kraft ausströmen (Schalensteine, Opfersteine, Herrgottssitze usw.).

Vielen (nicht allen) Kapiteln sind Informationen bezüglich des Weges angeschlossen. Es bleibt also noch die Möglichkeit des eigenen persönlichen Erlebens und Auffindens. Auf wissenschaftliche Akribie wurde weitgehend verzichtet (keine Fußnoten, keine Belege für Zitate). Dafür fasziniert der lebendige, erfrischende Stil. Es verwundert, daß der Hinweis auf das große niederösterreichische Projekt „Kulturpark Kamptal“ und die sogenannten „Eingangstore“ (Horn, Eggenburg, Langenlois) fehlt, obwohl ihre kulturhistorische Bedeutung in die Wanderungen einbezogen ist. Bei der „Graselhöhle“ (S. 77) vermißt man die Namensklärung und den historischen Hintergrund. Fünf Seiten Literaturangaben und ein zweiseitiges Ortsregister beschließen den Band. Im ganzen gesehen wird das fundierte populärwissenschaftliche Werk sowohl die aktiven wie auch die passiven Kulturwanderer sehr ansprechen.

Marianne Hubalek

Senta Baumgartner/Othmar Pruckner, **Die Gegend hier herum ist herrlich**. Reisen zu Dichtern, Denkern, Malern und Musikern in Niederösterreich (Wien: Falter Verlag 1996) 344 Seiten, zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen, öS 348,—

Berühmte Menschen haben ihre Heimat — so trivial der Satz ist, so wirkungsvoll kann er dazu verwendet werden, anderen, minder oder gar nicht berühmten Männern und Frauen Lust zu machen, doch eine bestimmte Gegend aufzusuchen. Salzburg und Bayreuth sind zwei ganz berühmte Beispiele dafür. Nun gibt es aber erheblich mehr berühmte Männer als nur Wolfgang Amadeus Mozart und Richard Wagner — also kann man auch fragen, wo diese anderen, vielen Zelebritäten gewohnt haben

oder zu Hause gewesen sind. Das ist ein Rezept, nach dem man in den letzten Jahren schon mehrfach hübsche Bücher gemacht hat.

Das hier anzuzeigende Buch versucht nun, so etwas wie ein Handbuch solcher Heimat- und Wohnorte berühmter Leute im ganzen Land Niederösterreich zu sein. Der Verlagsprospekt stellt fest, daß 210 „Stätten der Erinnerung“ vorgestellt und beschrieben werden, daß „147 Künstlerpersönlichkeiten ausführlich porträtiert und gewürdigt“ werden. Und das ganze geschieht eben auf 344 Seiten.

So ist ein Mittelding zwischen einem Lexikon derartiger „Stätten der Erinnerung“ und einem lesbaren und stimmungsvollen Buch entstanden. Es hätte wohl beides werden sollen und ist doch keins von beiden ganz geworden. Nun, das Personen- und das Ortsregister am Ende lassen die Lexikonfunktion hervortreten — wer also wissen will, wer etwa wo oder wo auch jemand zuhause war, wo es eine Erinnerungsstätte (Denkmal, Haus, Ausstellung etc.) gibt, der kann das auf diesem Wege finden. Mit der Stimmung ist das aber anders. Das Buch enthält zwar eine Reihe wirklich hübscher und stimmungsvoller Schilderungen, aber dann geht es wieder über weite Seiten wie in einem Schulaufsatz zu — trocken, belehrend, registrierend. Natürlich helfen auch an diesen Teilen die z. T. wirklich guten Bilder über die Ausgerichtetheit des Textes hinweg. Und da und dort blitzt sogar so etwas wie feine Ironie auf, was nur als erfreulich angesehen werden kann. In vielen Fällen hätte man sich etwas mehr an Informationen gewünscht, was über die Registrierung der Tatsache und die Informationen, wo und wie man Zutritt erhalten kann, hinausgeht. Aber das war wohl zu viel verlangt. Wenn es auch 147 „Künstlerpersönlichkeiten“ sein sollten, an die da gedacht wurde! Es liegt auf der Hand und das ist natürlich auch ein Problem des Buches, daß über die meisten der wirklich bedeutenden (oder auch nur berühmten) Leute, die in dem Buch vorkommen, bereits anderswo mehr (und stimmungsvoller) geschrieben worden ist, daß einen die nicht wenigen Auch-Zelebritäten eher wenig berühren.

Nun, das, was man mit dem Buch hat, ist doch nicht wenig. Es gibt präzise und knapp Auskunft über die Orte, wo man Erinnerungen an solche Menschen findet, man kann danach einen Ausflug planen oder im Urlaub Anregungen suchen — und das ist doch eigentlich schon etwas. Und darum sollte es doch seinen Platz in einer Hausbibliothek finden. Vielleicht kann man das andere, das dem Rezensenten fehlt, bei einer Neuauflage doch ändern. Dann wäre es ganz schön! *Gustav Reingrabner*

Alois Enigl, **Bilder vom alten Leben und Arbeiten im Waldviertel** (Marbach/Donau: Eigenverlag 1994) 159 Seiten, zahlreiche Abbildungen, öS 260,—

Bestelladresse: Prof. Alois Enigl, 3632 Traunstein Nr. 26, Telefon 02878/255

Karl Gutkas hat darauf hingewiesen, daß die in unserem Jahrhundert erfolgten gewaltigen Veränderungen im Leben der Menschen — insbesondere auf dem Lande — bedauerlicherweise zuwenig dokumentiert würden. Daher stellt der vorliegende Bildband eine umso wertvollere Geschichtsquelle dar.

Wie Bertl Sonnleitner mit seinem Prachtband „Walcherberg“ das „alte Leben“ auf einem Bauernhof im Mostviertel dargestellt hat, hält Alois Enigl in diesem verdienstvollen Buch das Leben und Arbeiten der Menschen vergangener Jahrzehnte im Waldviertler Ort Traunstein für die Nachwelt fest. Daß in beiden Büchern die Fotografien dominieren, zeigt, wie durch qualitätsvolle Bilder der Vergangenheit oft mehr ausgesagt werden kann als durch Worte.

Nichtsdestoweniger erläutert der Autor die ausgewählten Bilder in zehn interessanten Textkapiteln in einer einfachen und ansprechenden Art. Geschickt wird das Allgemeine mit dem Persönlichen („Bei uns“, S. 9, „Ich erinnere mich gut“, S. 126) verbunden, sodaß nie der Eindruck eines trockenen Berichts entsteht. Und daß dieser Band nicht das erste Buch des Autors ist, zeigt schon der raffinierte Einleitungssatz des Vorworts („Man schrieb das Jahr 1916, und mein Vater, Soldat in der k.u.k. Armee, hatte Heimaturlaub“, S. 5). Wer so beginnt, hat den Leser schon für sich gewonnen.

Kurze Sätze und das Aussparen alles Überflüssigen machen den Text leicht lesbar. Besonders erfreulich ist auch, daß bei aller Vorliebe des Autors für die Vergangenheit jede sentimentale Nostal-

gieschwärmerei vermieden wird. Und es ist ein Buch, das die Sinne anspricht. Nicht nur, daß sich das Auge des Betrachters an den eindrucksvollen Bildern erfreuen kann (ohne andere zurückzusetzen, sei besonders auf die großartigen Aufnahmen der Gemischtwarenhandlung, S. 39, des Ziegenstalls, S. 47, und der Dampfmaschine zum Dreschen, S. 70, verwiesen), beim Lesen des Kapitels über das Brotbacken vermeint man geradezu das köstliche Duften der heißen Brotlaibe zu verspüren (S. 55).

Sprachwissenschaftlich besonders verdienstvoll ist es, daß Alois Enigl immer auch die entsprechenden alten mundartlichen Ausdrücke anführt (und erklärt) und sie so der Nachwelt überliefert.

Alles in allem handelt es sich um ein lesens- und ansehenswertes Buch, dessen Wert als historische und sprachwissenschaftliche Quelle von Jahr zu Jahr größer wird. Etwas stiefmütterlich behandelt ist der Bereich Religion und Brauchtum, sonst aber ist das breite Spektrum des Lebens und Arbeitens im Waldviertel in der Vergangenheit so umfassend dargestellt, daß der Band einem breiten Interessentenkreis nur nachdrücklich empfohlen werden kann.

Anton Pontesegger

Bundesministerium für Landesverteidigung (Hg.), **Biotoperhebung Truppenübungsplatz Allentsteig** (Wien 1995) 284 Seiten mit 28 Abbildungen

Die Abteilung Umweltschutz im Bundesministerium für Landesverteidigung hat in Zusammenarbeit mit dem Umweltbundesamt nach den guten Erfahrungen der Biotoperhebung am Tüpl Großmittel in den Jahren 1990/91 den Truppenübungsplatz Allentsteig auf seine ökologische Wertigkeit untersuchen lassen. Dabei hat man durchwegs namhafte Fachleute für die Arbeit gewinnen können:

K. Böhmer und W. Holzner: Landschaft und Vegetation (S. 27-70)

P. L. Reischütz: Molluskenfauna (S. 71-114)

G. Benyr, T. Guttman et al.: Herpetofauna (Amphibien und Reptilien) (S. 115-144)

H. M. Berg, H. Laueremann, P. Sackl: Ornithologie (S. 155-250)

F. Spitzenberger: Fledermausfauna (S. 251-262)

E. Kraus: Fischotterkartierung (S. 263-276)

Die sehr umfangreichen und genauen Untersuchungen kommen unabhängig von der Aufgabenstellung alle zu einem übereinstimmenden Ergebnis: Der Truppenübungsplatz Allentsteig hat sich zu einem Refugialraum seltener Pflanzen und Tiere sogenannter „Rote-Liste-Arten“, entwickelt, wie das nicht einmal in den österreichischen Nationalparks der Fall ist. Besondere Bedeutung haben dabei die sonst nirgends in diesem Ausmaß zu findenden Brachen und Sukzessionsstufen ungestörter Waldentwicklung.

Am schlechtesten, eintönigsten und artenärmsten sind durchwegs die Gebiete, die durch intensive Landwirtschaft bzw. durch Fichtenmonokulturen gekennzeichnet sind.

Überraschend mag dabei auf den ersten Blick die Tatsache erscheinen, daß es gerade der militärische Übungsbetrieb ist, der für eine Vielfalt in der Natur sorgt, da Panzerspuren, Granateinschläge und kleinere Brände immer wieder für eine Dynamik in der biologischen Entwicklung sorgen. Deshalb kommen die Autoren auch alle zu dem Ergebnis, daß eine weitere Nutzung in der bisherigen Art das beste für die Natur ist. Und den vielfach geäußerten Wünschen nach einer Ausweitung der landwirtschaftlichen Nutzung sollte seitens des Bundesheeres nicht nachgegeben werden.

Vor allem der zoologische Teil der Arbeit ist reich an Skizzen, die die Artverbreitungen dokumentieren. Eine Karte im Anhang weist alle empfohlenen Schon- und Schutzgebiete des Truppenübungsplatzes aus.

Botanisch am wertvollsten sind die Relikte der früheren Kulturlandschaft, die fast überall durch die Intensivierung der Landwirtschaft verlorengegangen sind: Feuchtwiesenbrachen, Trockenrasen, Mager- und Trockenwiesen, die nur extensiv oder gar nicht bewirtschaftet werden. Sehr wertvoll die Pionierfluren, die durch den Übungsbetrieb entstehen. Im botanischen Teil der Arbeit stört etwas, daß die Nomenklatur nicht mit der 1994 erschienenen „Exkursionsflora von Österreich“ übereinstimmt.

Sehr umfangreich auch die Bearbeitung der Molluskenfauna: Nahezu die Hälfte der nachgewiesenen Arten sind sehr selten. Die früher im Waldviertel weit verbreitete Flußperlmuschel kommt auch in den wenigen kleinen Bächen des Tüpls nicht mehr vor.

Im Abschnitt über die Herpetofauna wäre es ganz interessant, wenn man wüßte, wer von den zahlreichen Autoren der Ich-Erzähler ist. Auch die Herpetofauna des Tüpls ist noch sehr reichhaltig. Positiv wirkt sich hier aus, daß nicht alle Teiche fischereiwirtschaftlich genützt werden. Und wieder sind es gerade Panzerspuren und Granattrichter, die wertvolle Laichräume für Lurche schaffen.

Den meisten Raum nimmt die ornithologische Aufnahme ein. Im Tüpl finden zahlreiche Vögel, die woanders schon ausgestorben sind, ihren Refugialraum. Diesbezüglich kommt dem Tüpl nicht nur national, sondern auch international überregionale Bedeutung zu. Wachtelkönig, Birkhuhn, Wiesenpieper, Feldschwirl, Braunkehlchen u. v. a. erreichen hier eine sonst nirgends mehr anzutreffende Verbreitung. Hier sind es vor allem die Brachen, die geeignete Lebensräume für viele Rote-Liste-Arten bieten.

Am Schluß folgen noch Erhebungen über die Verbreitung der Fledermäuse und den im Waldviertel noch vorkommenden Fischotter. Dabei werden auch Überlegungen angestellt, welche Säuger man im Tüpl sonst noch ansiedeln könnte: Biber und Elch zum Beispiel. Was etwas stört, ist, daß man leider keine Untersuchungen über die Insekten des Gebietes angestellt hat. Zumindest die Großinsekten wären sicher auch im Zusammenhang mit der Vogelwelt interessant gewesen. Ein Anhang mit Farbbildern, die Neugierde auf Landschaft, Flora und Fauna wecken, schließt die Arbeit ab. Hier wären Quellenangaben wünschenswert gewesen.

Alles in allem ein sehr gelungenes, fundiertes Werk, eine Fundgrube nicht nur für Naturliebhaber und Waldviertelfreunde, sondern gewiß auch für Fachbiologen. Es ist allerdings auch geeignet, falsche Hoffnungen zu wecken, da die ökologisch interessantesten Gebiete ja alle im militärischen Sperrgebiet liegen und der Öffentlichkeit deshalb nicht zugänglich sind.

Johann Sohm

100 Jahre Bezirkshauptmannschaft Melk im Dienste der Bevölkerung. Hg. von der Bezirkshauptmannschaft Melk, Bezirkshauptmann Wirkl. Hofrat Dr. Hadmar Lechner (Melk 1996) 125 Seiten, 1 Farbfoto und zahlreiche Schwarzweiß-Abbildungen

Am 21. September 1896 wurde Sigismund Graf Cassis de Faraone, der erste Bezirkshauptmann der neu errichteten k. k. Bezirkshauptmannschaft Melk, durch den Statthalter Graf Kielmannsegg in sein Amt eingeführt; kurz darauf nahm die Bezirkshauptmannschaft Melk den Dienstbetrieb auf. Das 100jährige Bestehen der Bezirkshauptmannschaft wurde in Anwesenheit von Landeshauptmann Pröll und zahlreicher anderer Ehrengäste am 13. September 1996 im Kolomanisaal des Stiftes Melk gefeiert. Anlässlich des Jubiläums wurden der dritte Band der Bezirkskunde, ein Kunstbildband über den Bezirk Melk, und eine interessante Festschrift herausgegeben.

Im ersten Teil dieser Festschrift beschäftigt sich Anton Harrer, der sie mit Unterstützung der Abteilungsleiter verfaßt hat, mit Geschichte und Gegenwart der Bezirkshauptmannschaft Melk. Nach einem kurzen Rückblick auf die von Maria Theresia geschaffenen Kreisämter und die Errichtung der Bezirkshauptmannschaften, welche 1850 ihre Tätigkeit aufnahmen, kurz darauf wieder verworfen und bis 1868 durch Bezirksämter ersetzt wurden, werden die Entstehung der Bezirkshauptmannschaft Melk und die feierliche Eröffnung des Amtsgebäudes beschrieben. Der 1896 geschaffene Verwaltungsbezirk Melk umfaßte ursprünglich nur Gebiete südlich der Donau, die aus den Bezirken Amstetten, St. Pölten und Scheibbs abgetrennt wurden. Der Teil nördlich der Donau kam erst nach Auflassung des Verwaltungsbezirks Pöggstall im Jahr 1938 dazu.

In Wort und Bild werden die elf Bezirkshauptmänner, die seit der Errichtung diese Behörde leiteten, vorgestellt und deren Verdienste um den Bezirk gewürdigt. Manche von ihnen waren nur einige Jahre in Melk tätig, die längste Dienstzeit kann der derzeitige Bezirkshauptmann, Wirkl. Hofrat Dr. Hadmar Lechner, vorweisen. In seine fast 23jährige Amtszeit fielen u. a. die Ausgliederung der Marktgemeinde Emmersdorf aus dem Bezirk Krems und deren Zuteilung zum Verwaltungsbezirk

Melk, die Neugestaltung des Amtsblattes und die Herausgabe der darin einmal im Monat erscheinenden „Heimatkundlichen Beilage“, die Bildung eines Bezirksmüllverbandes, die Errichtung eines zweiten Amtsgebäudes sowie die Sanierung und Renovierung des alten Amtsgebäudes, die Errichtung von Behinderteneinrichtungen, die Neugestaltung und -organisation der Pensionistenheime in Ybbs und Mank und die Herausgabe der bereits erwähnten dreibändigen Bezirkskunde.

Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich mit der Bezirkshauptmannschaft Pöggstall. 1899 wurden die Gerichtsbezirke Ottenschlag (aus dem Bezirk Zwettl ausgeschieden), Persenbeug (von Amstetten kommend) und Pöggstall (von Krems abgetrennt) zu einem neuen Bezirk zusammengefaßt. Der Markt Pöggstall wurde wegen seiner zentralen Lage Sitz der Bezirkshauptmannschaft. 1938 wurde die Bezirkshauptmannschaft Pöggstall jedoch aufgelassen und als Expositur der BH Melk zugeteilt; der Gerichtsbezirk Ottenschlag kam wieder zu Zwettl. 1940 wurde auch die Expositur aufgelöst; 1951 erfolgte die Wiedererrichtung einer Expositur, die bis 1970 unter der Leitung von Dr. Karl Schöbl stand, der anschließend BH-Stellvertreter in Gmünd und schließlich Bezirkshauptmann in Zwettl wurde. Nach der Auflassung des Bezirksgerichtes Pöggstall im Jahr 1961 wurde 1971 schließlich auch die Expositur Pöggstall eingestellt, der Dienstbetrieb wird seither nur mehr in Form einer ständig besetzten Außenstelle weitergeführt.

Vieles hat sich im Lauf der 100jährigen Geschichte der Bezirkshauptmannschaft Melk geändert. War ursprünglich obrigkeitliches Denken prägend für diese Institution, so steht heute der Gedanke der Serviceleistung am Bürger im Vordergrund.

Das Bemühen der Behörde um Dienstbereitschaft und Bürgernähe wird besonders im letzten Abschnitt spürbar, in welchem die Aufgabenstellungen der 15 Abteilungen der Bezirkshauptmannschaft sowie die Aufgaben der dezentralen Organisationseinheiten des Landes Niederösterreich, die ihren Sitz an der Bezirkshauptmannschaft Melk haben, ausführlich beschrieben und die Bediensteten der einzelnen Abteilungen vorgestellt werden. Die informative und gut gelungene Festschrift wird dadurch gleichsam zu einem Nachschlagewerk, aus dem die Bürger ersehen können, wohin und an wen sie sich in ihren Angelegenheiten wenden können oder müssen.

Herbert Neidhart

Ernst Kalt, Krems einst und jetzt. 1000 Jahre Stadtentwicklung (Krems: Eigenverlag, 1995) 136 Seiten mit 186 Abbildungen, öS 348,—

Die Stadt Krems feierte 1995 ein tausendjähriges Jubiläum, nämlich die urkundliche Ersterwähnung ihres Namens. Zur Historie der geschichtlich bedeutsamen Stadt Krems sind bereits namhafte wissenschaftliche Veröffentlichungen erschienen. Dieses Werk von Kalt stellt eine wertvolle Ergänzung aus städtebaulicher Sicht dar. Ernst Kalt ist ein wirklich hervorragender Beitrag gelungen, der sich nicht nur durch die große Vielzahl an Abbildungen, sondern auch durch seine verständliche Form auszeichnet. Der Verfasser weist sich in der Publikation als profunder Kenner der lokalen städtebaulichen Geschichte aus. Seine Ausführungen, immer wieder sehr gut veranschaulicht durch bildliche Darstellungen, sind auch für einen Laien leicht lesbar und somit nicht nur einem elitären Leserkreis vorbehalten. Das heißt, daß dieses Werk einen essentiellen Beitrag zur Verbreitung des städtebaulichen Wissens um die Stadt Krems leistet.

Kalt versteht es auch, auf die Probleme einzugehen, die beim Versuch, Altes mit Neuem in Einklang zu bringen, entstehen. Er spricht auch offen die begangenen Bausünden an, die bei diversen Adaptierungs- und Umbautätigkeiten begangen wurden.

Das Buch ist inhaltlich und chronologisch klar strukturiert und liefert auch immer wieder interessante historische Hintergrundinformationen, die sich auf das Wesentliche beschränken. Der Autor skizziert sehr transparent und leicht nachvollziehbar das Procedere der Kremser Stadtentwicklung und erläutert dies anhand der Entwicklung der Kremser Stadtburgen und der damit einhergehenden Ausdehnung von Krems. Das allmähliche Wachstum der Stadt wird dadurch sehr augenscheinlich dargestellt. Prof. Kalt hat auch die Nennung der wichtigsten historischen Daten, die Stadt Krems betreffend, nie außer acht gelassen.

Die Qualität der Abbildungen, vornehmlich Bilder aus dem Privatbesitz von Ernst Kalt, trägt sehr zum hohen Niveau dieses Werkes bei. Der Autor hat bei der verwendeten Literatur auch auf alle namhaften Autoren, die sich bis dato mit der Kremser Stadtgeschichte beschäftigt haben, verwiesen. Vermissen habe ich allerdings ein eigenes Kapitel über die jüdische Synagoge in Krems. Robert Streibel hat zwar dieses Thema in seinen Publikationen sehr ausführlich behandelt, trotzdem sollte es — meiner Meinung nach — in einer Gesamtdarstellung über Krems doch auch behandelt werden.

Resümierend kann festgestellt werden, daß das vorliegende Werk sehr schön die städtebauliche Entwicklung der Stadt Krems dokumentiert, in der es sich inmitten historisch bedeutsamer Bauten und Stätten ausgezeichnet arbeiten und wohnen läßt. Dieses Werk ist im Grunde genommen nicht nur eine wesentliche Ergänzung der Kremser Stadtgeschichte, sondern wohl auch eine Hommage an die Stadt Krems selbst.

Andreas Kompek

Friedrich Grassegger, Wachau um 1900: Lichtbilder des Wiener Landschaftsfotografen Konrad Heller (1875-1931) (Wien: Böhlau 1996) 217 Seiten mit 142 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 498,—

Konrad Heller war um die Jahrhundertwende ein gefragter und geschätzter Wiener Fotograf, der sich vorwiegend mit Landschafts- und Architekturaufnahmen beschäftigte. Friedrich Grassegger, einem Kunsthistoriker und freien Mitarbeiter des NÖ Landesmuseums, ist es zu verdanken, daß diese Meisterwerke wieder einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich sind. Die Glasplatten Hellers befinden sich glücklicherweise noch in einem sehr guten Zustand, sodaß auch neue Jodsilberkopien hergestellt werden konnten, soweit keine Originalkopien vorhanden waren. Die stimmungsvollen Aufnahmen zeigen hauptsächlich Landschaften, aber auch Gassen, Höfe, Wege und Gärten. Alle zusammen bestechen durch hervorragende Bildgestaltung und technische Brillanz.

Der vorliegende Bildband bietet großteils ganzseitige Aufnahmen aus der Wachau mit guten Erklärungen zu den einzelnen Fotos. Heller geriet nach seinem frühen Tod in völlige Vergessenheit. Grassegger präsentiert hier ein Stück österreichische Fotogeschichte. Er geht aber darüber hinaus auch auf die Bedeutung der Fotografie für die Tourismuswerbung in der Wachau am Beginn des 20. Jahrhunderts ein, zeigt die Wechselbeziehungen von Malerei und Fotografie sowie den Stellenwert der Dokumentarfotografie für den Denkmalschutz in bezug auf die Bilder Hellers.

Das Buch zeigt, daß die Wachau zu dieser Zeit — damals wie heute — jede Menge Reizvolles zu bieten hat. Es kann auch der Anstoß für eine neue Entdeckungsreise in diese Landschaft sein.

Johann Fenz

Erich Rabl (Hg.), Horn 1870-1930. Altenburg — Gars/Kamp — Greillenstein — Maria Dreieichen — Pernegg — Rosenburg (Wien: Album, Verlag für Photographie 1996) nicht paginiert, 122 Schwarzweiß-Abbildungen, 2 Seiten Text, 1 Seite Register, öS 298,—

Im Album Verlag sind bereits zahlreiche Bildbände dieser Art erschienen, z. B. Wien, die Bezirke in alten Fotografien, oder Klagenfurt, Innsbruck usw. Als dritter Band in der Reihe der niederösterreichischen Städte erschien Mitte Oktober 1996 der Band Horn. Der Herausgeber hat bekanntlich bereits zahlreiche Publikationen zur Stadtgeschichte Horns veröffentlicht und ist ein Kenner der Materie. Dieser Bildband bietet 122 Fotos und Ansichtskarten von der Stadt Horn, den Katastralgemeinden sowie den umliegenden Orten Breitenreich, Mödring, Altenburg, Gars am Kamp, Geras, Greillenstein, Maria Dreieichen, Pernegg, Rosenburg und dem Kamptal. Die Abbildungen haben jeweils eine knappe Legende mit der Straßen-, Platz- oder Hausbezeichnung, dem Fotografennamen oder von Verlag und Jahreszahl. Die Bilder zeigen mitunter Perspektiven aus verschiedenen Himmelsrichtungen, sodaß eine anschauliche Lebendigkeit entsteht.

In der Einleitung wird ein knapper Überblick über die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung geboten; die Illustrationen dazu sind dann z. B. Fotos der Baufirma Prager, verschiedener Gastwirtschaften und diverser Geschäfte. Es fehlen auch nicht die festlichen Ereignisse, z B. das 25jährige

Gründungsfest der Freiwilligen Feuerwehr oder die Feier des Deutschen Turnvereins am Hauptplatz. Erstmals in einem Bildband über die Region Horn kann man einen Blick auf alte Dorfstraßen werfen.

Ein Register beschließt den Band. Sehr gute Qualität der Drucktechnik zeichnet das Werk aus. Sollte man die anderen Bildbände über Horn schon kennen, so wird man hier einige vertraute Ansichten, aber auch viele unbekanntere „alte“ Bilder in einer neuen sorgfältigen Zusammenstellung finden. Ein ansprechender Bildband für Liebhaber alter Ansichten und für interessierte Laien und Fachleute.

Marianne Hubalek

Franz Schönfellner/Elisabeth Vavra/ASINOE, **WEINSTADTMuseum Krems an der Donau — Museumsführer** (Krems [1996]) Mappe mit 16 Blättern zu je zwei oder vier Seiten, Format von 17,5×16 cm steigend bis zu 29,5×16 cm, öS 60,—

Es ist einmal ein anderer Museumsführer, als man das sonst gewohnt ist. Jeder der 15 Räume, in die das Museum eingeteilt ist, hat ein eigenes Blatt erhalten, das in Kürze das beschreibt, was in dem Raum dargestellt werden soll. Farbige, z. T. leider nicht sehr scharf gedruckte Bilder wollen etwas von dem Eindruck der Räume und der Objekte, die dort präsentiert werden, in den „Führer“ herüberbringen. Die Texte der Blätter sind von dem derzeit wohl besten Kenner der Geschichte der „Weinstadt“ an der Donau, Dr. Franz Schönfellner, weiters von Dr. Elisabeth Vavra und von Mitarbeitern des Vereines ASINOE, der den ur- und frühgeschichtlichen Teil, aber auch die mittelalterlichen Exponate aus Ausgrabungen gestaltet hat, verfaßt worden.

Die „vorderen“ Räume müssen sich mit den kleinformatischen Blättern begnügen, die Räume mit den höheren Nummern haben Blätter, auf denen mehr Platz für Wort- und Bildgestaltung ist. Das ist wohl doch eine der problematischen Seiten dieses Führers. Die andere ergibt sich daraus, daß die Blätter lose in die Umschlagmappe eingelegt sind, sodaß das Hantieren mit ihnen in der Ausstellung sehr schwierig ist. Wie kann man gleichzeitig ein Blatt herausnehmen, umwenden, aber dabei die restliche Mappe nicht aus der Hand lassen?

Natürlich hat die Form auch ihre Vorteile. Es kann jedes Blatt einzeln ausgetauscht werden, wenn sich das aus der Entwicklung des Museums ergibt. Es hat auch jedes Blatt für sich eine Einheit, die angenehm zu lesen und zu erfassen ist.

Wichtiger als die formale Gestaltung des Führers wäre natürlich die Diskussion über die Gestaltung des Museums, die sich ja in dem Führer widerspiegelt. Aber darum soll es hier nicht gehen. Es sei nur so viel gesagt, daß das Museum wirklich ganz neu und anders geworden ist, sowohl was die Raumnutzung als auch, was die Gestaltung anbetrifft. Dabei war die Gestaltung durchaus konservativ und verzichtet auf den breiten Einsatz moderner Techniken.

So soll nur nach inhaltlichen Aussagen des Führers gefragt werden. Eine chronologische Darstellung wurde zugunsten einer themenorientierten aufgegeben — eine Kenntnis der Geschichte der Stadt wird daher eigentlich ebenso sehr vorausgesetzt, als sie dann in den Texten vermittelt wird. Angesichts der Fachkenntnis der Autoren ist klar, daß es keine Fehler gibt, die auffallen.

Insgesamt ist der Führer doch als diskussionswürdig — auch für andere Museen — anzusehen. Ob es aber nicht doch auch einmal einen Katalog des Museums geben sollte?

Gustav Reingrabner

Erich Sperber (Red.), **Bezirkshauptmannschaft Horn. Im Dienste der Bürger.** Festschrift anlässlich der Eröffnung des Zu- und Umbaus des Amtsgebäudes (Horn: Bezirkshauptmannschaft 1995) 64 Seiten mit neun Farb- und 29 Schwarzweiß-Abbildungen

Anlässlich der Eröffnung des Zu- und Umbaus des Amtsgebäudes wurde von der Bezirkshauptmannschaft Horn eine kleine Festschrift herausgegeben.

In einer kurzen Einleitung wird seitens des Amtes der NÖ Landesregierung auf die Notwendigkeit des Zubaues eingegangen. Die Architektengemeinschaft Haidl-Sperber erläutert ihrerseits Schwierigkeiten, die durch den Zu- und Umbau aufgetreten sind. Aufschlußreich ist der Beitrag von Renate Madritsch vom Bundesdenkmalamt. Da der Bau aus dem Jahr 1955-1957 die „Formauffassung

einer durch ein langjähriges Kulturdiktat unterdrückten Moderne“ repräsentiert, war es wichtig, dieses typische und in dieser Komplexität seltene Baudenkmal aus den 50er Jahren zu erhalten. Das Bundesdenkmalamt wurde von den Baumaßnahmen aber erst in Kenntnis gesetzt, als bereits der Rohbau abgeschlossen war. In weiteren Beiträgen werden von Erich Sperber die Veränderungen der Struktur der Behörden seit 1957 vorgestellt, bzw. werden die Bezirkshauptleute in Form einer Bildchronik sowie sämtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der BH Horn von 1945-1995 angeführt.

Der wertvollste Beitrag aus heimatkundlicher Sicht stammt von Ralph Andraschek-Holzer. Auf 15 Seiten skizziert er die Frühzeit der Geschichtsforschung im Bezirk Horn. Ein wichtiger Aufsatz über die Grundlagen der Auseinandersetzung mit der Geschichte einer Region, über dominierende Persönlichkeiten, die das Fundament der Lokal- und Regionalgeschichte geschaffen haben, ohne die eine historische Arbeit heute kaum vorstellbar wäre.

Es wäre sehr wichtig, diese informative Festschrift den an der Region interessierten Personen zukommen zu lassen.

Norbert Müllauer

Robert Kurij, Groß-Siegharts im Gedenkjahr 1995: 50 Jahre Kriegsende — 50 Jahre Zweite Republik (Groß-Siegharts: Stadtgemeinde 1995) 196 Seiten mit 141 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 330,—

Die vorliegende Veröffentlichung stellt einen weiteren Beitrag von Robert Kurij dar, der sich mit der jüngeren Geschichte von Groß-Siegharts beschäftigt. Im Vorwort vermerkt der Autor seine Absicht, die Ereignisse des letzten halben Jahrhunderts sowie der sieben Jahre davor aufzuarbeiten. Inwieweit dies gelungen ist, läßt sich aber nicht klar beantworten. Außerdem spricht der Autor von einem wissenschaftlich fundierten Buch, doch fehlende Quellenangaben lassen ein gewissenhaftes Nachforschen bei verschiedenen Ausführungen nicht zu.

Auf 39 Seiten werden der Nationalsozialismus und das Kriegsende 1945 in Groß-Siegharts beschrieben. Kurij geht auf viele wichtige Ereignisse ein, beschreibt unter anderem die Situation der Kirche und besonders das Schicksal von Pfarrer Richard Frasl, der im KZ Dachau gestorben ist. Er geht auf das Schicksal der Juden ein und führt auch namentlich Zigeuner an, die von Nationalsozialisten ins Lager Lackenbach eingeliefert wurden. Alles in allem interessante Informationen, wobei sich aber das Fehlen genauer Quellenangaben als sehr störend auswirkt.

Ein weiterer Beitrag bezieht sich auf 50 Jahre Zweite Republik in Groß-Siegharts. Auch hier erfährt man auf 14 Seiten manch Wichtiges. Es fehlt aber eine grundlegend strukturierte wirtschaftliche Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg, die auch mit entsprechenden Zahlen belegt ist. Beide Kapitel weisen im Anschluß ausführliche Fotodokumentationen im Ausmaß von 60 und 81 Abbildungen auf. Allerdings vermißt man hier ein System, nach welchen Kriterien die Zusammenstellung der Bilder erfolgt ist. Vielleicht wären diese, verteilt im fortlaufenden Text, besser plaziert gewesen.

Es ist gut, wenn es im Zusammenhang mit Gedenkjahren Veröffentlichungen über die lokalen historischen Ereignisse gibt, aber es hätte bestimmt mehr aus dieser Arbeit gemacht werden können.

Norbert Müllauer

Eduard Führer/Leopoldine Hokr, Das ehemalige Kapuzinerkloster mit Kirche zu Ehren Mariä Empfängnis in Waidhofen an der Thaya. Ergänzungs-Begleitschrift zur Ausstellung „Abgekommene Klöster in Niederösterreich“ aus den Sammlungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek (=Schriftenreihe des Heimatmuseums Nr. 11, Waidhofen an der Thaya 1996) 24 Seiten, öS 50,—

Die Ausstellung der Niederösterreichischen Landesbibliothek über die aufgehobenen Klöster wurde nun auch im Heimatmuseum Waidhofen gezeigt. Zusätzlich wurde dort eine Ergänzung durch zehn Objekte geboten, die sich mit dem Kapuzinerkloster in dieser Stadt (gegründet 1646, aufgehoben 1784) beschäftigen: Ansichten des Klosters, Bilder einiger Pfarrer, Foto der Kanzel aus der ehemaligen Klosterkirche, Porträt eines Paters, Aufhebungsdekret sowie ein „Konvolut von Unterlagen aus

Archiven, welche das Kapuzinerkloster, die Bandfabrik sowie die josephinische Pfarregulierung betreffen“.

Das Begleitheft enthält eine Darstellung der kurzen Geschichte des Klosters, vor allem im Hinblick auf die Antagonismen zur Waidhofner Pfarre. Diese Gegensätze haben wohl auch zur Aufhebung des Klosters geführt. Dann schließt sich eine Übersicht über die Nutzung des Gebäudes nach Aufhebung des Klosters an: Die Klosterkirche wurde abgetragen, die Gebäude fanden private Verwendung, der Garten diente dann als Stadtpark.

Ein kleiner, aber nicht unwichtiger Baustein zur Geschichte der Stadt Waidhofen ist mit diesem Heft vorgelegt worden. Es ist erfreulich, wenn Ausstellungen von solchen Publikationen begleitet werden, weil ihre Ergebnisse auf diese Weise gewissermaßen festgehalten werden.

Gustav Reingrabner

Norbert Müllauer, **Die alte Brettersäge in Kirchbach, Waldviertel**. Fotos von Werner Fröhlich (Weitra: Bibliothek der Provinz 1995) 156 Seiten mit 77 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 298,—

Es ist ein prächtiges Buch, das hier anzuzeigen ist. Anhand der einen Brettersäge in dem Waldviertler Ort Kirchbach, die jetzt zu einem Museum ausgestaltet ist, wird etwas von dem dargestellt, das zum „typischen“ Leben im Waldviertel gehört: die Verarbeitung des Rohmaterials Holz. In knappen Beschreibungen und Bildern wird gezeigt, wie so eine Brettersäge arbeitet, wie man mit Holz an sich umgehen kann, welche Bedeutung die Sägeindustrie für das Waldviertel (besonders für den Bezirk Zwettl) hat, welche Arten von Sägen es gibt, wie derzeit die Situation aussieht, aber auch, welche Geschichte diese Säge in dem kleinen Ort Kirchbach hat.

Es ist erstaunlich, was aus einem solchen Thema, das doch so eng begrenzt erscheint, an Informationen herausgeholt werden kann. Und es ist höchst erfreulich, daß eine solche Monographie erscheinen kann. Was da an Initiative, an Einsatz und an Kreativität dahinter steckt, kann man nur ahnen — wenig war es sicher nicht!

Der Einsatz hat sich aber gelohnt. Nicht nur jene, die die Brettersäge in Kirchbach besuchen, sondern alle, denen ein wenig an alten Techniken und an traditionellen Lebensformen im Waldviertel liegt, kann man nur empfehlen, dieses Buch zu erwerben.

Gustav Reingrabner

Johann Preisl/Ewald Freund, **100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Süßenbach (1895-1995)** (Süßenbach 1995) 66 Seiten und Inseratenseiten, 18 Abbildungen, öS 100,—
Bestelladresse: Johann Preisl, 3932 Süßenbach 46

Das Interessanteste über die Gründungsgeschichte der Freiwilligen Feuerwehr Süßenbach liest man in einem originellen Gedicht von Margarete Binder am Ende der Festschrift. Von Widerständen ist die Rede: es brenne ohnehin nicht, und im Ernstfall käme die Feuerwehr Kirchberg am Walde. Der Bürgermeister („a gscheita Mo“) hätte energisch mitgeholfen und ein „Häusl“ versprochen, und man liest in dem Gedicht u. a. von den ersten Anschaffungen, von einem Darlehen für Blusen und Helme und daß man jetzt bereits Frauen bei der Feuerwehr habe.

Viel interessantes Material, vereinzelt auch aus alten Zeitungen und Zeitschriften (es hätte wohl noch mehr gegeben), wird verarbeitet und jahrweise präsentiert.

Großer Wert dieser — wie aller anderen — Feuerwehrfestschriften ist auch: Zwischen den üblichen Feuerwehrinformationen findet man über sie hinaus Interessantes und menschlich Berührendes, in den Dörfern meist längst Vergessenes:

Etwa gehörte 1898 zum Inventar ein Bild des Kaisers Franz Josef (S. 15); 1909 wurden die Bauern zum Vorspanndienst eingeteilt (S. 16); bis heute ist ein Beschluß aus 1912 gültig: Ausübende Mitglieder werden beim Begräbnis vom Verein getragen und mit Musik begleitet, unterstützende werden nur getragen (S. 17). Als am 17. Mai 1913 ein Brand ausbrach, war ein Großteil der Einwohner bei einer Wallfahrt beim „Böhmischem Bründl“; sie wurden in Waldenstein telefonisch verständigt und mit Leiterwagen nach Hause gebracht. Menschliche Tragödie: Angeblich hatte ein bei einer Familie in

Pflege stehender siebenjähriger Bub den Brand durch unvorsichtiges Hantieren mit Feuer verursacht und wurde daraufhin wieder an das Zentralkinderheim zurückgegeben, die Dorftradition nannte aber als Ursache Unvorsichtigkeit beim Schmalzauskochen (S. 18 f.). Die noch heute erhaltene Vereinsfahne wurde im schlechten Nachkriegsjahr 1920 angeschafft (S. 20); 1923 gründete man eine eigene Fahrradabteilung (S. 21) und setzte sie 1923 und 1924 auch ein; 1927 gefror bei einem Brand das Löschwasser in den Schläuchen (S. 24).

Das Ceterum censeo des Berichterstatters: Nichts Schriftliches über 1938 bis 1945, also keinerlei Bericht über diese dramatischen Jahre. Nachschauen im „Großen nö. Feuerwehrbuch“, Suchen in Lokalzeitungen, Suchen nach Zeitzeugen...? Die Festschrift Süßenbach ist hier keine Ausnahme. Schade.

Erfreulich ist der Bildanhang mit Bildern aus früher und heutiger Zeit (z. B. Süßenbach einst und jetzt, Brandstätten 1913, 1925, 1953). Weiß man Genaueres über die Musik mit anderer Uniform auf dem Mannschaftsfoto 1913? Bilder sind sprechende Geschichte.

Wer um die viele Arbeit mit einer solchen Festschrift weiß, hat Respekt und freut sich. Auch hier ist der dorfgeschichtliche Ertrag groß. Ohne Vereinsjubiläen bliebe viel Dorf-, Markt- und Stadtgeschichte ungeschrieben.

Hans Schneider

Josef und Werner Winkelhofer, **100 Jahre Freiwillige Feuerwehr Breiteich 1896-1996** (Breiteich 1996) 60 Seiten mit 33 Abbildungen

Es ist gut und richtig, daß kleine Feuerwehren versuchen, ihre Festschriften billig herzustellen. Diesen Weg ging auch die FF Breiteich, Bezirk Horn. Computergewandte Mitglieder ersparten der Feuerwehr wohl nicht wenig Geld.

Die FF Breiteich arbeitete auch insofern beispielgebend, als sie die unerschöpfliche Quelle der Lokal- bzw. Regionalzeitungen anzapfte. Sie wurde außerordentlich fündig. Nicht weniger als 21 Artikel aus der „Eggenburger Zeitung“ und dem „Boten aus dem Waldviertel“ sowie aus dem alten Amtsblatt fand sie und faksimilierte sie in ihrer Festschrift. Leider klafft dann von 1922 bis 1979 eine Lücke, dann setzen Artikel aus den NÖN ein; auch sie sind heute bereits historisches Quellenmaterial. Ebenfalls werden Nachbarfeuerwehren erwähnt, die die Breiteichener Festschrift sozusagen als Quelle der eigenen Geschichte heranziehen können.

Das Herausfinden dieser Artikel war gar nicht so mühsam, hat ja Walter Winkler (Horn) schon vor Jahren aus dem „Boten aus dem Waldviertel“ und der „Eggenburger Zeitung“ alle feuerwehrbezüglichen Artikel, nach Feuerwehren geordnet, in Karteien erfaßt und sie allen Feuerwehren zur Verfügung gestellt.

Freilich hat die Festschrift auch Nachteile: z. B. gibt es keine laufenden erzählenden Texte, sondern nur Tabellen, etwa über Gründungsmitglieder, Inventar, Anschaffungen, Einsätze, Veranstaltungen usw. Wer die Frakturschrift der alten Zeitungsberichte nicht lesen kann (schon jetzt weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung), dem sind diese verschlossen, und zum Lesen bleiben nur die NÖN-Artikel ab 1979. (Die Zeitungslücke 1922 - 1979 wäre vielleicht bei Zuhilfenahme eines Fachmannes doch zu schließen gewesen?)

Man hat liebevoll 33 Bilder zusammengetragen (und auch, soweit bekannt, die Namen daruntergeschrieben), die Gesichter auf Gruppenbildern und kleine Gesichter überhaupt sind aber bei der PC-Vervielfältigung kaum erkennbar, für die historische Dokumentation schade.

Man würde gern zusammenhängend über die Gründung, über 1938 bis 1945 und die ersten Nachkriegsjahre lesen (Zeitzeugen gibt es ja wohl noch). Der für die heutigen Breiteichener doch interessante dramatische Satz aus 1904 „Die von dem Unglücke Betroffenen sind so hart mitgenommen, daß viele nichts gerettet haben, als was sie am Leibe trugen“ bleibt wohl im faksimilierten Zeitungsartikel vom 1. August 1904 verborgen und vieles andere auch.

Trotzdem — eine zum Teil interessante Methode und Geschichtsquelle und viel, viel Arbeit, für die zu danken ist.

Hans Schneider

Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

Erich Rabl

Gustav Reingrabner zum 60. Geburtstag

Am 4. Oktober 1996 feierte Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, der langjährige Superintendent der Evangelischen Kirche des Burgenlandes, seinen 60. Geburtstag. Univ.-Prof. Reingrabner ist durch seine Forschungen zur Reformationsgeschichte des Waldviertels und die wissenschaftliche Ausstellungsleitung dreier großer historischer Sonderausstellungen im Höbarthmuseum der Stadt Horn auch mit unserer Region sehr verbunden.

Gustav Reingrabner studierte nach der Matura an der Goethe-Realschule in Wien 14 evangelische Theologie an der Universität Wien. Von 1960-1963 war er Vikar in Wien-Gumpendorf und von 1963-1975 Pfarrer in Großpetersdorf im Burgenland. Von 1975-1994 leitete Reingrabner als Superintendent die Evangelische Diözese A. B. des Burgenlandes. In den Jahren 1990-1995 war Reingrabner Vizepräsident der Evangelischen Synode A. B. und der Evangelischen Generalsynode. 1995 befand sich Univ.-Prof. Reingrabner unter den fünf Kandidaten, die für das Amt des evangelischen Bischofs nominiert worden waren.

Mit einer kirchengeschichtlichen Arbeit wurde Reingrabner 1973 zum Doktor der Theologie promoviert; unter dem Titel „Adel und Reformation. Beiträge zur Geschichte des protestantischen Adels im Lande unter der Enns während des 16. und 17. Jahrhunderts“ erschien seine Dissertation als Band 21 in der Reihe „Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich“. 1986 konnte sich Reingrabner an der Universität Wien habilitieren, und 1990 folgte seine Berufung auf den Lehrstuhl für Kirchenrecht an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien. Seit 1. Oktober 1996 ist Univ.-Prof. Reingrabner Dekan dieser Fakultät. Reingrabner ist Obmann des Evangelischen Presseverbandes in Österreich und Präsident der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich.

Reingrabner hat eine sehr große Anzahl von Publikationen geschaffen; eine Bibliographie, die Karl Schwarz anlässlich des 55. Geburtstages von Gustav Reingrabner zusammenstellte, umfaßte bis Anfang 1992 272 Publikationen, darunter 17 selbständige Veröffentlichungen. Theologische Fragen, Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Reformationsgeschichte, historische Landeskunde, evangelisches Kirchenrecht und Museumsfragen sind die Schwerpunkte seiner Publikationen. 22 seiner Arbeiten sind in der Zeitschrift „Das Waldviertel“ erschienen, ein weiterer Beitrag Reingrabners „Adelige Grundherrschaft und Reformation“ wurde in Band 2 des „Heimatkundlichen Jahrbuches des Waldviertler Heimatbundes“ (2 [1978-1979] S. 43-64) abgedruckt. In den kommenden Jahren ist die Aufnahme eines Bandes über die evangelische Bewegung des Waldviertels in die Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes geplant.

Univ.-Prof. Reingrabner war bis 1995 Museumsleiter des 1983 gegründeten Evangelischen Diözesanmuseums in Stoob, wo die Geschichte des Protestantismus im Burgenland und im ehemals westungarischen Raum dargestellt wird. Seit Jahren tritt Reingrabner dafür ein, die vielen Zeugnisse protestantischer Kultur in einem gesamtösterreichischen evangelischen Museum in Wien auszustellen. Dieses evangelische Museum für Österreich möchte die evangelische Kirche im historischen NÖ Landhaus in der Herrngasse 13 in Wien



Gustav Reingrabner



Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner (dritter von rechts) mit einer Delegation der Schwedischen Botschaft vor dem Höbarthmuseum in Horn

(Alle Fotos: Erich Rabl, Horn)

errichten. Am 11. November 1996 wurde die von Reingrabner zusammengestellte Ausstellung „Evangelische in Österreich. Vom Anteil der Protestanten an der österreichischen Kultur und Geschichte“ im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien eröffnet.

Mit der Stadt Horn ist Univ.-Prof. Reingrabner durch drei große historische Sonderausstellungen verbunden, die er als wissenschaftlicher Ausstellungsleiter betreut hat. Als umfangreiche Begleitausstellung zur Landesausstellung 1990 auf der Rosenburg („Adel im Wandel“) konzipierte Reingrabner in Horn die Ausstellung „Zwischen Herren und Ackersleuten. Bürgerliches Leben im Waldviertel 1500-1700“. 1991 folgte die Ausstellung „Eine Stadt und ihre Herren. Puchheim — Kurz — Hoyos“, und in den Jahren 1995 und 1996 ging die Ausstellung „Der Schwed' ist im Land! Das Ende des 30jährigen Krieges in Niederösterreich“ auf eine Idee von Reingrabner zurück.

Gustav Reingrabner hat auf vielen Gebieten Hervorragendes geleistet. Dabei ließ er sich immer von dem Grundsatz leiten, „etwas von der Freude zu zeigen, die es sein kann, evangelisch zu sein“. ¹⁾ Die Redaktion der Zeitschrift „Das Waldviertel“ wünscht ihm auch in Zukunft ein erfolgreiches Wirken. Ad multos annos!

Quellen

- Georg Alexander Angelides (Hg.), Who is who in Österreich mit Südtirolteil. 12. Ausgabe (Zug 1995). Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1992. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart. 16. Ausgabe (Berlin-New York 1992).
- Karl Schwarz, Bibliographie Gustav Reingrabner. In: Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 107/108 (1991/92) S. 205-214.
- Vademekum der Geschichtswissenschaften. Verbände, Organisationen, Gesellschaften, Vereine, Institute, Seminare, Lehrstühle, Bibliotheken, Archive, Museen, Dienststellen und Ämter sowie Historiker in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 2. Ausgabe 1996/1997 (Stuttgart 1996).

¹⁾ Gustav Reingrabner, Heute evangelisch sein — was bedeutet das? In: Schriftenreihe Evangelischer Bund in Österreich mit Zeitschrift „Martin Luther“ 126 (1992) S. 3-32, hier S. 32.

Rudolf Mali

Veröffentlichungen von Gustav Reingrabner in der Zeitschrift „Das Waldviertel“

1. Zwei Pestordnungen des 16. Jahrhunderts aus Horn. Jg. 10, Heft 3-4 (1961) S. 48-52.
2. Waldviertler Lebensbilder. Christoph Reuter. Jg. 10, Heft 11-12 (1961) S. 176-181.
3. Die Horner Schulordnung vom 1. Jänner 1578. Jg. 12, Heft 1-2 (1963) S. 5-11. [Schluß] Jg. 12, Heft 3-4 (1963) S. 42-50.
4. Das Testament des Dietrich von Puchheim. Jg. 12, Heft 9-10 (1963) S. 129-137.
5. Die Herren von Puchheim auf Horn und Wildberg. Beiträge zu ihrer Genealogie. Jg. 14, Heft 1-2 (1965) S.4-10.
6. Die Herren von Puchheim zu Horn. Mit einer Stammtafel (Schluß). Jg. 14, Heft 3-4 (1965) S. 46-58.
7. Horner Schulmeister der Reformationszeit. Jg. 14, Heft 7-9 (1965) S. 52-53.
8. Tiefenbach bei Krumau. Jg. 15, Heft 4-6 (1966) S. 133-135.

9. Reformation und Gegenreformation im Waldviertel. Jg. 17, Heft 1-3 (1968) S. 2-8. [1. Fortsetzung] Jg. 17, Heft 4-6 (1968) S. 88-93. [2. Fortsetzung] Jg. 17, Heft 7-9 (1968) S. 160-164. [Schluß] Jg. 17, Heft 10-12 (1968) S. 217-223.
10. Unterschiedliches aus der Vergangenheit Horns. Jg. 18, Heft 1-3 (1969) S. 14-23.
11. Beobachtungen zur Frage religiöser Überzeugung protestantischer Adelliger. Jg. 18, Heft 10-12 (1969) S. 212-215.
12. Beiträge zur Geschichte der Gegenreformation in den ehemals puchheimischen Lehenpfarren Mödring, Kühnring und Messern. Jg. 20, Heft 4-6 (1971) S. 80-85. [1. Fortsetzung] Jg. 20, Heft 10-12 (1971) S. 219-223. [Schluß] Jg. 20, Heft 1-3 (1972) S. 6-10.
13. Reformation und Gegenreformation in neuer Sicht. Jg. 25, Heft 1-3 (1976) S. 39-64.
14. Protestantismus in Niederösterreich. Jg. 27, Heft 4-6 (1978) S. 135-136.
15. Eine Anweisung für den Horner Pfleger aus dem 16. Jahrhundert. Jg. 33, Heft 7-9 (1984) S. 129-133.
16. Georg Ritter von Schönerer und der Protestantismus. Jg. 37, Heft 4 (1988) S. 243-253.
17. Eine Welt im Umbruch — auch im Waldviertel? Gedanken zur Ausstellung „Zwischen Herren und Ackersleuten“ im Horner Höbarthmuseum. Jg. 39, Heft 2 (1990) S. 113-119.
18. Eine Stadt und ihre Herren. Gedanken zu einer kleinen Ausstellung in Horn. Jg. 40, Heft 3 (1991) S. 221-231.
19. Gravamen, Gewaltbrief, Klage. Von den Schwierigkeiten einer Nachbarschaft im 17. Jahrhundert. Jg. 42, Heft 1 (1993) S. 36-46.
20. Was blieb im Waldviertel von der Reformation? Jg. 42, Heft 3 (1993) S. 209-234.
21. Das Waldviertel als Kriegsschauplatz im Dreißigjährigen Krieg. Jg. 44, Heft 2 (1995) S. 113-127.
22. Die „Schätze“ der Kirche. Jg. 45, Heft 4 (1996) S. 385-397.

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Naturdenkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

Vorstand: Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Ass.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

Redaktion: Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn, und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Dr. Wilfried Winkler, Hohenreich. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: Mag. Andreas Kompek, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 02982/3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6
VS-Dir. i. R. Willi Engelmayr, 3931 Schweiggers 141
Peter Erhart, 1050 Wien, Pilgramgasse 8/40
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18
Spk-Dir. i. R. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7
Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9
OStR. Mag. Marianne Hubalek, 3580 Horn, Rudolf Fischerweg 9/15
Walter Klomfar, 1120 Wien, Meidlinger Hauptstraße 8-10/4/4
Univ.-Ass. Dr. Andrea Komlosy, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der
Universität Wien, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1
Mag. Andreas Kompek, VHS Krems, 3500 Krems/Donau, Obere Landstraße 10
Propst Ulrich Küchl, 3862 Eisgarn 1
Prof. Mag. Rudolf Malli, 3730 Eggenburg, Kühnringer Straße 26
HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
Prof. Mag. Norbert Müllauer, 3910 Zwettl, Dr. Franz Weismann-Straße 26
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, Institut für Kunstgeschichte der Universität
Wien, 1010 Wien, Universitätsstraße 7
OStR. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Dekan Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-
theologischen Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8
Oberbrandrat Dr. Hans Schneider, 1030 Wien, Ungargasse 27/4/48
Prof. Mag. Johann Sohm, 3500 Krems-Egelsee, Friedrich Streibel-Weg 1
VS-Dir. i. R. OSR Franz Strohmayer, 3910 Zwettl, Gartengasse 22
Prof. Dr. Clemens Weber, 9422 Maria Rojach 28
Prof. Mag. Helmtraud Weber, 9422 Maria Rojach 28
Ass.-Prof. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Geschichtsforschung,
1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1
Walter Winkler,* 3580 Horn, Florianigasse 3
Prof. Dr. Wilfried Winkler, 3945 Hoheneich, Schulgasse 73

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände) ◆

- Band 22: **Sepp Koppensteiner:** Rund um den Nebelstein. Besinnliche und heitere Geschichten aus dem Oberen Waldviertel (1978) 119 Seiten . öS 50,—
- Band 26: **Walter Pongratz:** Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) 204 Seiten öS 195,—
- Band 28: **Robert Kurij:** Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel (1987) 248 Seiten; Sonderpreis öS 40,—
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hg.):** Heimatforschung heute. Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) 196 Seiten öS 195,—
- Band 30: **Friedrich Polleroß (Hg.):** 1938. Davor — Danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (Zweite, ergänzte Auflage 1989) 400 Seiten öS 180,—
- Band 31: **Maria Mayr (geborene Bitter):** Das Jahr 1945 im Bezirk Horn (1994) 176 Seiten öS 160,—
- Band 32: **Andrea Komlosy (Hg.):** Spinnen — Spulen — Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und in anderen ländlichen Regionen (1991) 152 Seiten öS 135,—
- Band 33: **Robert Streibel:** Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (1991) 295 Seiten öS 298,—
- Band 34: **Harald Hitz (Hg.):** Johann Georg Grasel. Räuber ohne Grenzen (Zweite, ergänzte Auflage 1994) 152 Seiten öS 145,—
- Band 35: **Christoph Schadauer:** Das Jahr 1945 im politischen Bezirk Waidhofen an der Thaya (Zweite Auflage 1994) 320 Seiten öS 195,—
- Band 36: **Thomas Winkelbauer (Hg.):** Kontakte und Konflikte. Böhmen, Mähren und Österreich: Aspekte eines Jahrtausends gemeinsamer Geschichte (1993) 560 Seiten öS 360,—
- Band 37: **Friedrich Polleroß (Hg.):** „Die Erinnerung tut zu weh“. Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel (1996) 416 Seiten öS 360,—
- Band 38: **Fritz F. Steininger (Hg.):** Erdgeschichte des Waldviertels (1996) 160 Seiten öS 270,—
- Band 39: **Wilhelm Romeder,** Das Jahr 1945 in Weitra und Umgebung. Ereignisse — Erlebnisse — Schicksale (1996) 224 Seiten öS 250,—
- Eduard Kranner:** Ulrich von Sachsendorf. Ein höfischer Minnesänger im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) 109 Seiten öS 70,—

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl),
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

Neuerscheinung!

Wilhelm Romeder

Das Jahr 1945 in Weitra und Umgebung Ereignisse — Erlebnisse — Schicksale

Als Band 39 in der „Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes“ erschien Ende November 1996 das Buch „Das Jahr 1945 in Weitra und Umgebung“, verfaßt von Wilhelm Romeder. Oberschulrat Wilhelm Romeder, früher Hauptschuldirektor in Weitra, hat über mehrere Jahre hindurch über 70 Zeitzeugen zu den Geschehnissen im Jahr 1945 interviewt oder brieflich befragt. Entstanden ist daraus ein 224 Seiten starkes Buch, mit zeitgenössischen Dokumenten und Abbildungen illustriert. Erinnerungen an diese für die damalige Bevölkerung schwere Zeit konnten so für die Region des ehemaligen Gerichtsbezirkes Weitra bewahrt werden.

Dem Autor ist es dabei gelungen, Interviews von Personen mit sehr unterschiedlicher Lebensgeschichte zu einem eindrucksvollen Szenario des Jahres 1945 zu verbinden. Ein 1944 elf Jahre alter Bub, der als ungarischer Jude mit seinen Eltern zum Arbeitsdienst nach Schützenberg bei Weitra verschleppt worden war, schildert als heute in Budapest lebender Mann seine Erinnerungen an diese Zeit genauso wie ein Großcousin von Adolf Hitler aus dem Geburtsort der Mutter Hitlers, aus Spital bei Weitra. Auch das Schicksal einer aus demselben Ort stammenden Cousine Hitlers wird vorgestellt, wobei hier die Archivöffnung in Rußland nach 1991 die Aufhellung ihres Lebens nach 1945 ermöglichte. Ehemalige SS-Angehörige berichten über ihre damalige Lebenssituation ebenso wie ein ehemaliger Partisan. Die Interviews mit verschiedenen Personen aus Weitra und aus den Gemeinden ringsherum lassen ein plastisches Bild der Ereignisse in der Region Weitra, aber auch der unterschiedlichen Erlebnisse der Menschen im Jahr 1945 entstehen. Das Buch bietet dadurch ein interessantes Stück „Alltagsgeschichte“ aus dem nordwestlichen Waldviertel.

Neben vielen Interviews hat der Autor überdies diverse schriftliche Quellen, besonders Gendarmerie-, Pfarr- und Schulchroniken, ausgewertet. Dadurch war es möglich, daß alle Gemeinden des ehemaligen Gerichtsbezirkes Weitra mit den wesentlichen Begebenheiten im Jahr 1945 im Buch vertreten sind.

Harald Hitz, Herausgeber der Schriftenreihe

Preis: S 250,—

Bestelladresse: WHB, A-3580 Horn, Postfach 100
(Tel. 02982/3991, ab 14 Uhr, Dr. Rabl)

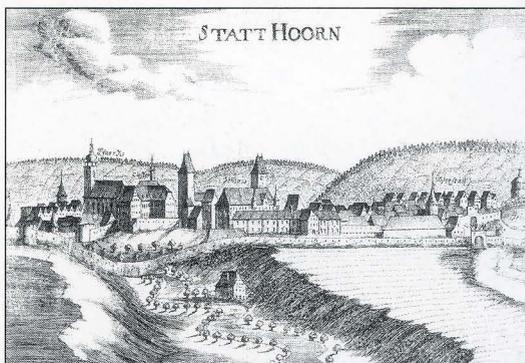
KUNSTHANDLUNG - ANTIQUARIAT

JOHANNES MÜLLER

*Alte Stadtansichten, Landkarten und
dekorative Graphik des 15. - 19. Jahrhunderts*

*Gerne senden wir Ihnen
kostenlos unsere Kataloge:*

- **Katalog 12**
Austriaca (alte Bücher)
- **Katalog 13**
*Österreich in alten
Ansichten*



A-5020 Salzburg • Hildmannplatz 1A • Tel./Fax 0 662/84 63 38

Sparen - der sichere Ertrag.

Sie haben kleine oder große Pläne -
und wollen sie verwirklichen. Mit der
richtigen Bank gelingt vieles leichter.



Volksbank. Vertrauen verpflichtet.